1,30 DM / Band 36
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Die Nacht des Feuergottes

John Sinclair Nr. 36

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 13.03.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Nacht des Feuergottes

Er war ein grausamer Dämon, dessen Machtstreben ein ganzes Land in einen höllischen Abgrund zerren sollte. Er hatte die Absicht, sich zum unumschränkten Herrscher über ein ganzes Volk aufzuschwingen. Furcht, Not, Pein und Tod sollten seine schrecklichen Handlanger sein!

Das Unheil hatte längst seinen Lauf genommen. Der Zeitpunkt, an dem das Chaos losbrechen sollte, war nicht mehr fern.

Niemand schien das Unheil abwenden zu können. Es würde geschehen… in der Nacht des Feuergottes!

Kevin Jewesbury klopfte an die Tür.
»Ja!« rief Marion McNally.
Jewesbury trat ein. Er war ein mittelgroßer, breitschultriger Mann, ohne ein Gramm Fett an den Rippen. Seine Muskeln waren hart und durchtrainiert. In seinem Karateklub war er einer der Besten.
Er trug ein dunkelblaues, kurzärmeliges Hemd und schwarze Jeans. Draußen herrschten sechsundzwanzig Grad. Und das im Oktober. In England, von wo Jewesbury und McNally kamen, gab es um diese Zeit nur noch Frost und Nebel.
»Bist du fertig?« fragte Jewesbury seinen Freund.
McNally nickte. Er war größer als Kevin und trug einen Khaki-Anzug mit unzähligen aufgenähten Taschen.
Jewesbury und McNally wohnten in London. Sie hatten die Reise nach Nicaragua angetreten, um in diesem Land ein Geheimnis zu lüften.
Das Geheimnis des Feuergottes!
Jewesbury und McNally waren Abonnenten der vielbeachteten britischen Mystery News. In diesem Magazin war ein Bericht erschienen, der die beiden Schriftsteller auf Anhieb gefesselt hatte.
In der Nähe von Managua, der Hauptstadt von Nicaragua, sollte ein geheimnisvoller, gefährlicher Feuergott sein Unwesen treiben. Da Jewesbury und McNally gerade auf der Suche nach einem neuen Stoff für ein Buch waren, hatten sie die Gelegenheit beim Schopf gepackt und waren unverzüglich nach Mittelamerika abgereist.
McNally zündete sich eine Zigarette an. »Wenn du willst, können wir gehen«, sagte er.
Jewesbury nickte. »Dann komm. Heute ist ein großer Tag für uns beide.«
Sie fuhren mit dem Lift zur Hotelhalle hinunter. Als sie die Halle durchschritten, kam ihnen aus der Bar der Besitzer des Hotels entgegen. Sie hatten sich mit Jean-Claude Fraval bis spät in die Nacht unterhalten.
Fravals Miene drückte Besorgnis aus. Er hatte einen schmalen Kopf, eng beisammenstehende Augen, schütteres Haar und einen gefärbten Oberlippenbart, über den er nun verlegen mit dem Zeigefinger strich.
»Wollen Sie losziehen, Gentlemen?«
Jewesbury nickte. »Das ist unsere Absicht.«
Jean-Claude Fraval seufzte. »Sie sollten es lieber bleiben lassen. Wer den Feuergott reizt, nimmt ein schlimmes Ende.«
»Haben Sie jemanden gekannt, der schon mal versucht hat, hinter diesen faulen Zauber zu kommen?« fragte Marion McNally respektlos.
Fraval schüttelte den Kopf. »Niemand war bisher noch so ver…«
»Sprechen Sie’s ruhig aus«, sagte McNally. »Wir sind deswegen nicht beleidigt.«

»Jahr für Jahr verschwinden Menschen«, sagte Fraval eindringlich. »Ich habe es Ihnen gestern schon erzählt. Sie gehen von zu Hause weg, und sie kommen nie mehr wieder.«

»Und schuld daran ist dieser geheimnisvolle Feuergott, der euch allen solche Angst macht«, sagte McNally. »Sind Sie nicht mit mir der Meinung, daß gegen dieses Treiben endlich einmal etwas unternommen werden sollte?«

»Dagegen kann man nichts tun!« behauptete Fraval.

McNally grinste. »Das behaupten Sie. Aber was sagt ein Gesunder dazu?«

Jean-Claude Fraval rang die Hände. »Ich flehe Sie an, versuchen Sie nicht, hinter das Geheimnis des Feuergottes zu kommen.«

McNally lachte. »Stecken Sie mit dem Typ etwa unter einer Decke, Sie Schlingel?«

»Kann man mit Ihnen denn nicht ernst reden?«

Kevin Jewesbury legte Fraval seine kräftige Hand auf die Schulter. »Machen Sie sich um uns keine Sorgen, Mr. Fraval. Wir sind erwachsene Männer. Wir können verdammt gut auf uns aufpassen. Und wir haben ein paar einschlägige Bücher gelesen. Dieser Feuergott – wenn es ihn überhaupt gibt – kann uns nichts anhaben.«

Fraval schluckte heftig. »Es gibt ihn, Mr. Jewesbury. Es gibt ihn seit vielen Jahren. Wir müssen versuchen, mit ihm zu leben. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

»Vielleicht doch«, sagte Marion McNally.

Er stieß Jewesbury an. Die beiden wünschten dem Hotelbesitzer noch einen schönen Tag und traten sodann auf die Terrasse.

Fraval blickte ihnen kopfschüttelnd nach. Für ihn stand fest, daß er diese Männer nie mehr wiedersehen würde…

***

Es war purer Zufall – niemand soll sagen, so etwas gibt es nicht –, daß auch ich auf den mehrseitigen Artikel in den Mystery News aufmerksam wurde. Der Bericht faszinierte mich.

Die Aufnahmen, mit denen er gespickt war, versetzten mich in helle Begeisterung. Sie vermittelten ein eindrucksvolles Bild von Nicaragua. Ich hatte sogleich den Wunsch, diesem Land einen Besuch abzustatten.

Ich sah fantastische Aufnahmen von Managua und vom Lago de Managua, einem See, aus dem der 389 Meter hohe Vulkan Momotombito, der kleinere Bruder des am Nordufer des Sees gelegenen Vulkans Momotombo, der 1360 Meter hoch ist, ragt.

Beim Anblick des Vulkans dachte ich an Hawaii.

Ich hatte vor etwa einem Jahr gegen den Vulkanteufel von Hawaii gekämpft. Und nun las ich in dieser seriösen Zeitschrift von einem Feuergott, der in Nicaragua sein Unwesen treiben sollte.

Der Artikel war nicht signiert.
Er schilderte die sozialen Zustände des mittelamerikanischen Landes und erwähnte die unterwürfige Religiosität des Volkes, die dem Feuergott angeblich ein Dorn im Auge war.
Er wollte damit erreichen, daß die Menschen nicht mehr Jesus Christus, sondern ihn anbeteten. Er hatte die Absicht, sich nach und nach das ganze Volk Untertan zu machen.
Wer sich seinem Machtstreben entgegenzustellen versuchte, verschwand für immer von der Bildfläche, und es hieß, daß solche Menschen unter Höllenqualen zugrunde gehen mußten.
Es reizte mich, diesem Unhold den Kampf anzusagen. Es machte mich wütend, lesen zu müssen, wie unschuldige Menschen in Angst und Schrecken leben mußten – und wie die mutigen unter ihnen, die es gewagt hatten, sich gegen den Feuergott zu stellen, sterben mußten.
Es ist mir gleichgültig, in welchem Land ich meinen Kampf gegen die Geißeln der Hölle austrage. Mir ist kein Weg zu weit, wenn es darum geht, die Macht des Bösen zu schwächen und in die Schranken zu weisen. Sie darf niemals zu groß werden, sonst ist die Welt verloren.
Ich erhob mich, klemmte mir das Magazin unter den Arm, verließ meine Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung und klopfte beim Nachbarn.
Suko, mein chinesischer Freund und Partner, öffnete. »Hallo, John. Wie war der Tag?«
»Geruhsam«, sagte ich und trat ein. »Ich hatte einen Wust von Berichten zu verfassen.«
Suko grinste schadenfroh. »Das sind eben die Schattenseiten des Beamtendaseins. Aber Kopf hoch. Es kommen auch mal wieder bessere Zeiten.«
Ich zeigte ihm den Bericht. Er verschlang ihn genauso wie ich. Als er ihn gelesen hatte, fragte ich: »Was hältst du davon, wenn wir einen Abstecher nach Nicaragua machten?«
»Von dieser Idee bin ich hin- und hergerissen, John. Dieser Feuergott muß ein wahrer Teufel sein.«
»Ein ganzes Land zittert vor ihm«, sagte ich ernst.
»Vielleicht gibt es eine Möglichkeit, das zu ändern.«
»Wir sollten es auf jeden Fall versuchen.«
»Bin ganz deiner Meinung«, pflichtete mir der Hüne mit dem schütteren schwarzen Haar und dem unverwechselbaren Pfannkuchengesicht bei. Suko war ein ziemlich schwerer Brocken. Er hatte Ähnlichkeit mit diesen massigen Sumoringern, war jedoch wesentlich gelenkiger als diese. Er liebte Kinder und haßte alles, was aus dem Schattenreich kam.
Ich konnte mich in jeder Hinsicht auf ihn verlassen. Einen Freund wie ihn braucht man, wenn man so gefährlich lebt wie ich.
»Ich werde meinen Chef, Superintendent Powell, um Urlaub bitten«,

sagte ich entschlossen.

»Gleich morgen?« fragte der Chinese.

Ich lächelte. »Was du morgen kannst besorgen, das verschiebe nicht auf übermorgen.«

»Gut formuliert«, sagte Suko.

Ich machte den Vorschlag, Doug Stewart, den Herausgeber der Mystery News, anzurufen und ein Treffen zu arrangieren. Wir hatten mit dem Mann schon verschiedentlich zu tun gehabt. Ich war sicher, er würde sich freuen, uns wiederzusehen.

Suko wies auf seinen Telefonapparat. »Darf ich einen kleinen Beitrag zu den Unkosten leisten? Ruf ihn von hier aus an.«

Ich wählte die Nummer, die ich im Impressum fand. Eine piepsende Männerstimme sagte mir: »Tut mir leid, Mr. Stewart ist vor einer halben Stunde nach Hause gefahren.«

»Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, mir seine Privatnummer zu geben?« bat ich den Mann.

»Ich weiß nicht, ob ich das darf.«

»Ich kann sie mir auch aus dem Telefonbuch heraussuchen.«

»Bestimmt nicht. Mr. Stewart hat eine Geheimnummer. Mit wem spreche ich eigentlich? Ich habe vorhin Ihren Namen nicht verstanden.«

Ich grinste. »Ich habe meinen Namen nicht genannt.«

»Ach, deshalb…«

»Hier spricht Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard«, machte ich es hochoffiziell.

»Oh, O… Oh, Ob… Oh, Oberinspektor! Es ist mir eine Ehre. Wenn Sie Mr. Stewarts Nummer bitte notieren wollen.«

Er nannte mir die Zahlen. Ich schrieb sie auf und bedankte mich für die Auskunft. Er versicherte mir abermals, welch große Ehre es für ihn wäre, mir geholfen zu haben.

Zwei Minuten später hatte ich Doug Stewart an der Strippe. Wir verabredeten uns zum Abendessen in seinem Club. Danach begab ich mich in mein Apartment und warf mich in Schale.

Wir fuhren in meinem silbermetallicfarbenen Bentley nach West End. Doug Stewart war bereits da, als wir den Club betraten. Die Räume wirkten vornehm. Dunkles Holz an den Wänden. Zwölfflammige Kronleuchter an den Decken. Teppichböden, weich und so tief, daß man fast bis an die Knöchel darin versank. Ringsherum entweder Spiegel oder teure, stimmungsvolle Ölgemälde, zur jeweiligen Ausstattung des Raumes passend.

Nirgendwo fiel ein lautes Wort.

Es wurde gespielt, geraucht, getrunken, geplaudert. Der Club atmete uns aus allen Ecken dezente Noblesse entgegen.

Im Diningroom roch es nach Leder und erlesenen Gaumenfreuden.

Suko bestellte sich ein Gericht für zwei Personen und hatte nicht die geringsten Schwierigkeiten, es aufzuessen.

Ich aß ein butterweiches Steak. Doug Stewart säbelte an einem Hasenbraten.

Als wir die Verdauungszigarette ansteckten, kam ich auf den Artikel zu sprechen, den Stewart in seiner letzten Ausgabe gebracht hatte. Ich wollte wissen, wer ihn verfaßt hatte.

Stewart, ein kleiner Kerl mit scharfen Luchsaugen, lehnte sich zurück und nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarette. Er antwortete nicht direkt auf meine Frage, sondern sagte: »Wie hat Ihnen der Bericht gefallen, Sinclair?«

»Ich muß gestehen, er hat mich sehr beeindruckt.«

»Der Bericht wurde mir mitsamt den Fotos zugeschickt. Von einem Mann, der in Nicaragua lebt. Sein Name ist Toc Tyzack. Kaffeeplantagenbesitzer. Kenner des Landes und der Leute. Ist vor vielen Jahren aus den USA nach Nicaragua gekommen und hat sich dort niedergelassen. Sie wissen, daß ich in meinem Magazin keine Lügengeschichten bringe, Oberinspektor. Die fantastischsten Stories, die Sie in meinen Ausgaben finden können, sind niemals aus der Luft gegriffen.«

»Ja, ich weiß«, bestätigte ich. Einige dieser Geschichten hatte ich persönlich überprüft und für absolut wahr befunden.

»Ich habe mich auch um den Wahrheitsgehalt von Toc Tyzacks Bericht gekümmert«, sagte Doug Stewart.

»Und?«

Stewart nickte mit ernster Miene. »Es stimmt alles, was Tyzack schreibt. Bis aufs ›i‹-Tüpfelchen. Dieser Feuergott existiert tatsächlich. Er ist für Not und Elend verantwortlich. Er löst kleine bis mittlere Katastrophen aus – und jedermann hat in diesem Land Angst vor einer Nacht, die nicht mehr allzufern ist. Sie nennen sie die Nacht des Feuergottes. In dieser Nacht wird sich der Dämon zum Herrscher von Nicaragua krönen. Die Menschen, die in diesem Land leben, werden von ihm geknechtet werden, wie es zuvor noch mit keinem Volk geschehen ist. Armes Volk in Nicaragua. Es steuert auf eine schreckliche Zukunft zu. Und niemand scheint die Katastrophe abwenden zu können.«

Plötzlich war es nicht mehr nur mein Wunsch, mich nach Nicaragua zu begeben. Ich erachtete es als meine Pflicht, dem grausamen Treiben des Feuergottes Einhalt zu gebieten.

Mir war bewußt, daß ich mich in ein Abenteuer stürzte, das mich das Leben kosten konnte, doch ich scheute mich trotzdem nicht davor, diesem größenwahnsinnigen Dämon meinen Fehdehandschuh ins brennende Gesicht zu schleudern.

***

Das Boot, in das sich Kevin Jewesbury und Marion McNally setzten, war nicht sonderlich groß. Der Lago de Managua – auch Lago de Xolotlan genannt – sah an diesem Vormittag glatt wie ein Spiegel aus. Ein wolkenloser, strahlendblauer Himmel wölbte sich darüber.

Jewesbury setzte sich auf die Ruderbank. Er stellte einen kleinen Rucksack zwischen seine Beine. Darin befanden sich unter anderem eine Bibel, ein Buch über Geisterbeschwörung und verschiedene Dinge, denen magische Kräfte zugesprochen wurden.

Außerdem lehnte neben Jewesbury eine geladene Schrotflinte. Die beiden englischen Schriftsteller waren der Meinung, daß sie sich gegen den Feuergott gut genug gewappnet hatten.

Aber sie unterschätzten seine wahre Stärke…

McNally machte das Motorboot los. Mit einem schnellen Ruck riß er den Außenbordmotor an. Langsam tuckerte das Boot aus dem Hafen. Die beiden Männer ließen Managua hinter sich.

Sobald sie aus dem Hafen waren, fütterte McNally den Motor mit mehr Treibstoff.

Das Abenteuer nahm seinen Lauf.

Das Boot fuhr mit zunehmender Geschwindigkeit einer gefährlichen Ungewißheit entgegen.

Kevin Jewesburys Haar wurde vom Wind zerzaust. Nachdem er mehrmals versucht hatte, es mit der Hand wieder in Ordnung zu bringen, gab er es auf. Seine Augen funkelten erwartungsvoll.

»Was empfindest du, Marion?« fragte er seinen Freund.

»Ich habe das Gefühl, Ameisen im Leib zu haben.«

»Ich auch. Verdammt – wie angenehm doch dieses Prickeln ist. Allmählich kann ich die Leute verstehen, die Kopf und Kragen riskieren, um etwas Aufregendes zu erleben.«

Immer weiter entfernten sich die Schriftsteller von Managua.

Der Lago de Managua ist 1042 Quadratkilometer groß, fast doppelt sogroß wie der Bodensee. Er ist jedoch nur bis zu zwei Meter tief und liegt genau in der Linie der Vulkane, die von der hondurensischen Grenze im Nordwesten bis zur Grenze von Costa Rica im Südosten reicht.

Es ist nicht ungefährlich, in diesem See zu schwimmen, denn es kommt darin der angriffslustige Nicaragua-Hai – der einzige Süßwasserhai der Erde, der bis 2,5 Meter lang wird – vor.

Wie ein Messer zerschnitt der Bug des Motorboots die glatten Fluten. Marion McNally hielt schnurgerade auf den aus dem See ragenden Vulkan zu. Der Berg mit der stumpfen Kraterspitze wirkte auf die beiden Männer irgendwie bedrohlich. Als berge er großes Unheil in sich.

Kevin Jewesbury und Marion McNally beabsichtigten, sich am Momotombito gründlich umzusehen. Ihrer Ansicht nach mußte dort

am ehesten ein Weg zu jenem gefährlichen Feuergott zu finden sein.

Sie hatten beide den Hintergedanken, dem mächtigen Feuergott das Leben schwer zu machen. Sie wollten sehen, wie er auf Angriffe reagierte.

Daß die Sache schiefgehen könnte, hielten die beiden Optimisten für ausgeschlossen. Sie waren davon überzeugt, daß sie mit einem sensationellen Material nach London zurückkehren würden, das sich zu einem großartigen Bestseller verarbeiten ließ.

Kevin Jewesbury drehte sich halb um und warf einen Blick über die Schulter auf den Kraterberg.

Weder er noch Marion McNally merkten, daß plötzlich vom Grund des Sees kleine Blasen hochstiegen. Sie zerplatzten blubbernd an der Wasseroberfläche. Doch die Engländer konnten das Geräusch nicht hören. Es wurde vom Brummen des Motors übertönt.

Als sie nur noch mit einer Fahrzeit von fünfzehn Minuten rechneten, vervielfachte sich die Anzahl der hochsteigenden Blasen. Es sah aus, als würde der See auf eine seltsame Weise zu leben beginnen.

Dieses Blubbern erweckte den Eindruck, als würde den See die Anwesenheit der beiden Männer erregen.

Langsam fing das Wasser um das Motorboot herum zu brodeln an. Nun wurden Jewesbury und McNally darauf aufmerksam. McNally nahm Gas weg. »Sieh dir das an, Kevin«, sagte er. »Sieht das nicht so aus, als wollte uns der See seinen Unmut kundtun?«

Jewesbury schüttelte den Kopf. »Quatsch. Ein See ist ein See. Das ist kein Lebewesen. Er hat keinerlei Gefühle.«

»Mir kommt er vor, als wollte er uns warnen. Als wollte er sagen: ›Bis hierher – und nicht weiten.‹«

Kevin Jewesbury warf seinem Freund einen verwunderten Blick zu. »He, Mann, du hast doch nicht etwa plötzlich Angst! Was wird denn das erst werden, wenn wir diesem Feuergott begegnen?«

Marion McNally rümpfte die Nase. »Angst. So ein Blödsinn. Wovor sollte ich denn Angst haben? Darf ich denn nicht sagen, was ich denke?«

»Du hast also nicht die Absicht umzukehren?«

»Bist du verrückt? Wegen der paar Blasen?«

»Unter diesem See befinden sich bestimmt riesige Magma-Kammern. Wenn eine von ihnen undicht ist, dringt Hitze ins Wasser und bringt es zum Kochen. Das scheint hier der Fall zu sein«, sagte Jewesbury.

McNally feixte. »Ich staune, wie klug du bist.«

»Oja, mein Allgemeinwissen kann sich sehen lassen.«

»Eingebildet bist du wohl gar nicht.«

»Du sagst es«, erwiderte Jewesbury und drehte sich wieder um, um einen Blick auf den Vulkan zu werfen. Er stellte dabei verwundert fest, daß der kegelförmige Berg nicht mehr so deutlich wie noch vor ein

paar Minuten zu sehen war. Ihm fiel auf, daß ein Dunstschleier von der brodelnden Wasseroberfläche hochstieg und das Motorboot einhüllte.

»Verdammt, wo kommt denn plötzlich dieser Nebel her?« sagte McNally unwillig.

»Es ist Wasserdampf«, erwiderte Jewesbury.

Der Dampf verdichtete sich unglaublich schnell. Bald war der Momotombito hinter einem hellgrauen Schleier verschwunden.

»Wenn das so weitergeht, kriegen wir hier draußen noch einen richtigen Londoner Nebel«, sagte McNally verdrossen.

Kevin Jewesbury fuhr sich mit der Hand über die Stirn. »Es wird plötzlich ziemlich warm.«

»Die Wassertemperatur muß hier enorm hoch sein«, sagte McNally. »Jetzt möchte ich lieber nicht über Bord gehen.«

Die Männer verspürten die zunehmende Wärme auch vom Bootsboden aufsteigen.

»Gib mehr Gas«, verlangte Jewesbury. »Sieh zu, daß wir von hier wegkommen, Marion.«

Mittlerweile hatte sich der Nebel so sehr verdichtet, daß die Männer nur noch wenige Yards weit sehen konnten. Sie sahen einander selbst sogar nur noch undeutlich.

»Ich sag' dir, hier stimmt etwas nicht!« murmelte McNally mißtrauisch. Er blickte sich gespannt um. Trübe, wabernde Schleier umgaben sie. Der blaue Himmel existierte nicht mehr. Die Sonne war verschwunden. Und das Wasser brodelte, als hätte es den Siedepunkt erreicht.

»Fahr doch schneller!« sagte Jewesbury ärgerlich.

»Mensch, ich hab' ja keine Ahnung, wohin ich fahre.«

»Wir müssen aus diesem Nebel rauskommen.«

»Angenommen, der Nebel erstreckt sich bis zum Momotombito. Willst du, daß ich mit voller Pulle dagegendonnere?« McNally gab mit Gefühl ein bißchen mehr Gas. Er ging auf eine Geschwindigkeit, die er gerade noch verantworten konnte.

Der Nebel schien ihnen zu folgen.

»Langsam bin ich nicht mehr so sicher, daß es sich hierbei bloß um ein Naturereignis handelt«, murrte McNally. »Soll ich dir sagen, was ich glaube? Der verdammte Feuergott weiß, was wir vorhaben, und er trifft auf diese Weise seine erste Gegenmaßnahme.«

Es wurde heiß.

Die allmählich unerträgliche Hitze legte sich schwer auf die Männer und drückte sie nieder. Jeswesbury ächzte. Der Schweiß rann ihm in breiten Bächen über das Gesicht.

Er faßte sich an die schmerzende Kehle. »Verdammt noch mal, fahr doch endlich schneller!« schrie er. »Oder soll uns diese verfluchte

Hitze umbringen?«
»Ich kann doch nichts sehen!«
»Wir müssen hier raus, Marion. Es ist zu heiß in diesem Nebel. Wir müssen das Risiko auf uns nehmen. Dreh auf! Nun mach schon! Ich krieg' bald keine Luft mehr!«
McNally erging es nicht besser.
Er drehte den Gasgriff voll herum. Der Motor brüllte auf. Das Boot hob den Bug aus den brodelnden Fluten und schoß durch den undurchdringlichen Nebel. Zehn Minuten vergingen.
Zwanzig Minuten. Eine halbe Stunde…
Die Männer hätten längst den Vulkan erreicht haben müssen. Kevin Jewesbury starrte angestrengt in die dicke Nebelwand. Er konnte immer noch nichts sehen.
»Vielleicht fahren wir im Kreis!« rief er McNally zu.
»Das gibt es nicht. Ich halte den Steuerknüppel gerade«, erwiderte Marion McNally.
Kevin Jewesbury schluckte daraufhin aufgeregt. »Dann«, sagte er mit belegter Stimme, »muß uns der Feuergott mit diesem Nebel eingefangen haben.« Er griff blitzschnell nach der Schrotflinte und entsicherte sie.
Plötzlich stieß McNally einen gellenden Warnschrei aus.
Jewesbury zuckte herum. Er traute seinen Augen nicht. Zischend tauchte eine riesige, rotglühende Hand aus den brodelnden Fluten auf. Die krallenartigen Finger brannten.
Kevin Jewesbury brachte die Flinte in Anschlag. Er drückte zweimal kurz hintereinander ab. Laut krachend entlud sich die Waffe. Das Schrot wühlte sich in die gewaltige Flammenhand, erzielte jedoch nicht die geringste Wirkung.
Und dann kam der unvermeidbare Aufprall.
Die brennende Hand schien hart wie Granit zu sein. Das Boot zerbrach. Kevin Jewesbury und Marion McNally wurden von einer ungeheuren Kraft vorwärts gerissen. Direkt auf die Feuerhand zu.
Als ihre Körper dagegenschlugen, spürten sie wahnsinnige Schmerzen.
Danach kam das große Nichts, die endlose Schwärze des Vergessens…

***

Ich betrat am nächsten Morgen das Vorzimmer meines Büros, und ichbrachte meinen Entschluß mit, Superintendent Powell um meinen Resturlaub zu bitten.
Natürlich würde ich meinem Chef nicht vorenthalten, weshalb ich frei haben wollte. Ich war sicher, daß er für mein Anliegen vollstes Verständnis aufbringen würde.

Glenda Perkins, meine reizende Sekretärin, war bereits da. Sie hatte sehr viel für mich übrig, und seitdem ich sie den Klauen des schwarzen Henkers entrissen hatte, hatte ich bei ihr einen ganz besonders großen Stein im Brett.

Aber es wäre mir im Traum nicht eingefallen, ihre Dankbarkeit in irgendeiner Weise auszunützen.

Erstens, weil ich mit der hübschen Privatdetektivin Jane Collins befreundet war und bin.

Und zweitens… weil Liebe am Arbeitsplatz nichts taugt. Glenda kannte meine Einstellung. Sie bedauerte sie zwar, aber sie respektierte sie, wofür ich ihr sehr dankbar war.

Ich wünschte ihr aufgekratzt einen schönen guten Morgen.

»Oh«, sagte sie und hob beeindruckt die linke Braue. »Der Geisterjäger ist mal wieder bester Laune, wie ich sehe.«

»Ich habe guten Grund dazu. Ich will nämlich Url…«

Sie ließ mich nicht ausreden, sondern schüttelte ihre schöne schwarze Mähne und fiel mir ins Wort: »Dann wird es Sie vermutlich nicht aus den Schuhen werfen, wenn ich Ihnen sage, daß der Chef seit zwanzig Minuten nach Ihnen verlangt.«

Meine Augenbrauen zogen sich wie Gewitterwolken zusammen. »Was will er denn von mir?« fragte ich beunruhigt. Ich wollte Nicaragua nicht sausen lassen.

»Ich glaube, er hat einen neuen Auftrag für Sie.«

»Ausgerechnet jetzt«, entfuhr es mir. Dann machte ich aber auf den Hacken kehrt und begab mich zu meinem Chef. Als ich sein Büro betrat, stand er am Fenster und blickte auf die Straße hinunter.

Er war ein mittelgroßer Mann, leicht übergewichtig. Sein Haar war schütter, und wenn ich ihn auch des öfteren mit einem magenkranken Pavian verglich, so brachte ich ihm trotzdem sehr große Achtung entgegen, denn er verdiente sie.

Superintendent Powell stand jederzeit voll hinter mir. Kompetenzstreit, Behördenkram und dergleichen mehr brauchten mich nicht zu kümmern. Dafür war Powell da. Er hielt mir stets den Rücken frei, damit ich mich auf meine Arbeit konzentrieren konnte.

»Guten Morgen, Sir«, sagte ich.

Er wandte sich um. »John.« Er nickte mir wohlwollend zu.

Ich sagte mir: »Hör dir erst einmal an, was er auf dem Herzen hat. Wenn es nicht so wichtig ist, kannst du's ihm anschließend immer noch sagen.«

»Ich habe wieder mal Arbeit für Sie, John«, sagte Powell. Er verließ das Fenster und kam auf mich zu.

Ich konnte spielend über ihn drübersehen, aber ich blickte ihm abwartend in die Augen.

»Ein Job, der Sie nach Mittelamerika führt. Genauer gesagt: nach

Nicaragua«, sagte der Superintendent. »Wieso überrascht Sie das?«

Ich hob die Schultern, lächelte, schüttelte den Kopf und bat ihn, fortzufahren.

Ausgerechnet an dem Tag, an dem ich ihn um Urlaub bitten wollte, weil ich mit Suko nach Nicaragua reisen wollte, schickte mich Powell in dieses Land. Das war ein Hammer.

»Heute morgen traf ein Telegramm aus Managua ein«, berichtete Powell. »Der Absender ist ein gewisser Jean-Claude Fraval. Franzose. Hotelbesitzer in Managua. Ihm ist bekannt, daß Scotland Yard eine Abteilung geschaffen hat, die sich ausschließlich mit mysteriösen Fällen befaßt. Deshalb wandte er sich direkt an uns. Der zweite Grund, weswegen er mit uns Kontakt aufgenommen hat, sind zwei britische Staatsbürger: Kevin Jewesbury und Marion McNally. Zwei Schriftsteller, die hier in London zu Hause sind.«

Ich erinnerte mich auf Anhieb an zwei fesselnde Bücher, die die beiden gemeinsam geschrieben hatten und die ich mit großen Interesse gelesen hatte.

»Jewesbury und McNally reisten nach Nicaragua, weil sie in dem Magazin Mystery News einen Artikel gelesen hatten…«

»… der sich mit einem gefährlichen Feuergott befaßt«, unterbrach ich den Superintendenten. »Ich habe den Artikel ebenfalls gelesen, Sir. Er hat mich sehr beeindruckt.«

»Das hat er die beiden Schriftsteller auch«, sagte Powell. »Da sie gerade auf der Suche nach einem neuen Stoff für ihr nächstes gemeinsames Buch waren, reisten sie nach Nicaragua ab, um an Ort und Stelle zu recherchieren. Doch wie Fraval telegrafiert, wollten die beiden es dabei nicht bewenden lassen. Sie hatten die Absicht, das Geheimnis des Feuergottes zu lüften.« Mein Chef schüttelte den Kopf. »Zwei im Kampf gegen Dämonen ganz und gar unerfahrene Männer. Ein Wahnsinn ist das. Fraval, in dessen Hotel sie wohnten, riet ihnen dringend von ihrem Vorhaben ab, aber sie hörten nicht auf ihn. Sie mieteten ein Boot und fuhren auf den Lago de Managua hinaus. Seither hat sie keiner mehr gesehen.«

»Wie lange sind die beiden nun schon verschwunden?« wollte ich wissen.

»Es müssen ungefähr vierundzwanzig Stunden sein. Für Jean-Claude Fraval steht fest, daß die beiden vom Feuergott geholt wurden. Wennn er sie nicht bereits umgebracht hat, dann wird er es in absehbarer Zeit tun, und zwar auf die grausamste Weise. Jewesbury und McNally sind britische Staatsbürger, John. Es ist unsere Pflicht, für diese bekannten Männer alles zu tun, was in unserer Macht steht. Vielleicht gibt es noch eine Chance für die beiden. Vielleicht schaffen Sie es, Jewesbury und McNally dem Feuergott zu entreißen. Aber Sie müßten es schnell tun. Sie müßten noch heute nach Nicaragua abreisen.«

Es gab im Moment nichts, was ich lieber getan hätte.

Der Fall, um den ich mich privat kümmern wollte, war ganz plötzlich zu einer hochoffiziellen Sache geworden.

Tja, manchmal hält das Leben für uns die verrücktesten Dinge parat.

Es war mir fast so, als würden die Ereignisse von einer geheimnisvollen Macht gelenkt.

Wie auch immer – ein neues Abenteuer erwartete mich in Nicaragua!

Ich fuhr auf dem schnellsten Wege nach Hause. Powell hatte mir Jean-Claude Fravals Telegramm ausgehändigt. Ich zeigte es Suko und sagte: »Pack die Koffer, Junge. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Soll ich mich um die Flugtickets kümmern?« fragte der Chinese mit strahlendem Blick.

»Ohne Ticket werden sie uns wohl kaum in die Maschine lassen.«

»Okay«, sagte Suko. Er boxte mit der rechten Faust in die linke Handfläche. »Wir beide werden dem Feuergott mal gehörig einheizen, was?«

Wir grinsten, aber wir wußten, daß die Sache nicht so einfach gehen würde. Der Feuergott würde sich unsere Attacken nicht so einfach bieten lassen.

Er würde zurückschlagen. Mit der ganzen Härte des Bösen, die ihm zur Verfügung stand.

***

Für Kevin Jewesbury war es ein Wunder, daß er noch am Leben war. Er lag auf einem harten Boden. Ihm war schrecklich kalt. Er klapperte mit den Zähnen. Mühsam schlug er die Augen auf. Die Lider waren schwer wie Blei.

Jewesbury erinnerte sich an die Fahrt auf dem See. Ein undurchdringlicher Nebel hatte sie eingehüllt. Eine unerträgliche Hitze hätte sie beinahe erstickt.

Und dann waren sie gegen diese riesige Feuerhand gerast, die urplötzlich aus dem See hochgesaust war.

Der Unfall schien schon eine Ewigkeit zurückzuliegen. Jewesbury fragte sich, wie lange er ohnmächtig gewesen war. Seit dem Unfall mußten viele Stunden vergangen sein.

Jewesbury drehte sich auf den Rücken. Sein Blut begann wieder etwas schneller zu zirkulieren. Die Kälte war nicht mehr gar so schlimm.

Marion McNally fiel ihm ein. Was war aus dem Freund geworden? Jewesbury fielen die Augen wieder zu. Er atmete kräftig durch. Der typische Geruch von Schwefel lag in der Luft.

Jewesbury bewegte prüfend seine Glieder. Sie schmerzten ihn zwar, aber die Knochen waren heil geblieben. Ächzend setzte er sich auf. Jemand stöhnte leise neben ihm.

McNally!

Auch er kam erst jetzt wieder zu sich. Er massierte seine Oberarme, und für einen Augenblick überzog sich sogar sein Gesicht mit einer Gänsehaut. Er schlug die Augen auf und blickte Jewesbury verwundert an.

»Wir… wir leben noch?« fragte er fassungslos.

»Scheint so«, erwiderte Kevin Jewesbury. »Wie fühlst du dich?«

»Kannst du mich nicht etwas Leichteres fragen? Ich kann mich kaum bewegen.«

»Das wird schon wieder«, sagte Jewesbury.

McNally setzte sich ebenfalls auf. Die beiden Freunde blickten sich verwundert um.

»Wo sind wir hier?« fragte McNally.

»Vermutlich in seinem Reich. Im Reich des Feuergottes«, sagte Kevin Jewesbury.

Sie waren umgeben von spitz aus dem Boden ragenden Stalagmiten. Schwere, graue Stalaktiten hingen von der steinernen Decke herunter. Spukhaftes Licht erhellte die Welt des Dämons und zwang die Millionen Tropfsteine, bizarre Schatten zu werfen.

»Unheimlich ist es hier«, raunte McNally seinem Freund zu. »Wir scheinen die einzigen Lebewesen zu sein, die hier existieren.«

Kevin Jewesbury erhob sich. Er schüttelte seine langen Beine aus und machte einige Turnübungen, damit die Gelenke wieder geschmeidiger wurden. Auch Marion McNally absolvierte ein kurzes Trainingsprogramm.

Er schaute sich mißtrauisch um. »Ich bin sicher, dieser Satansbraten beobachtet uns heimlich. Was meinst du, Kevin?«

»Schon möglich.«

»Ob es aus dieser Geisterwelt einen Ausgang gibt?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Wir sollten versuchen, ihn schnellstens zu finden. Wenn wir Glück haben, ist der Feuergott gerade anderweitig beschäftigt…« McNally schüttelte überwältigt den Kopf. Er fuhr sich über die Augen. »Mensch, ich begreife es nicht. Ich war zwar schon mal in ‘ner Tropfsteinhöhle, aber gegen das hier war das ein winziges Rattenloch.«

Soweit ihr Auge reichte, sahen die Männer nichts weiter als Stalaktiten und Stalagmiten.

Kevin Jewesbury sagte schwer beeindruckt: »Junge, wenn es uns gelingen sollte, hier jemals wieder rauszukommen, wird unser Buch die Weltsensation.«

Ein gefährliches Zischen erschreckte die Engländer. Durch die unheimliche Dämonenwelt ging ein furchtbares Brausen, dem ein wütendes Geheul folgte. McNally drehte sich mehrmals um die eigene Achse.

»Woher kommt dieser verdammte Lärm?« stieß er beunruhigt hervor.

»Marion!« keuchte plötzlich Jewesbury. Sein Gesicht war leichenblaß. Trübes Licht fiel auf seine angespannten Züge.

McNally kreiselte herum, und nun sah er dasselbe wie sein Freund: einer der Stalaktiten war transparent geworden. Dahinter schien ein Scheinwerfer zu strahlen.

Auf der glatten Oberfläche des Tropfsteins erschien den Männern ein Gesicht. Eigentlich war es kein Gesicht, sondern eine widerliche, abstoßende, furchterregende Fratze.

Die Augen glühten wie Kohlen im Ofen. Schwarz und behaart war die Haut. Die Nase war ein breites, unförmiges Ding. Die Fratze verzerrte sich zu einem höhnischen Grinsen.

»Ihr kommt hier nicht mehr lebend raus!« vernahmen die Freunde eine krächzende Stimme, deren Klang ihnen das Blut in den Adern gerinnen ließ. »Gebt euch keiner falschen Hoffnung hin. Euer Ende ist nahe!«

McNally riß sich von dem scheußlichen Anblick los. Er stieß Jewesbury an. Sie wichen gemeinsam vor der ekelhaften Erscheinung zurück. Und plötzlich – wie auf ein stummes Kommando – wandten sie sich um und begannen zu laufen.

Sie vernahmen hinter sich das Gelächter der Fratze. Die Erscheinung brüllte ihnen nach: »Es hat keinen Zweck! Ihr seid hier gefangen! Es gibt für euch keinen Weg zurück!«

Der Hall der widerlichen Stimme holte die fliehenden Männer ein. Der Schall überholte McNally und Jewesbury, und in der nächsten Sekunde strahlte ein anderer Stalaktit und präsentierte den Engländern dieselbe Fratze, vor der sie soeben fortgelaufen waren.

Sie prallten davor zurück.

Sie waren außer Atem.

»Euer Tod ist euch gewiß!« höhnte die Fratze.

Mit einemmal traf die Männer ein heißer Gluthauch. Ein Blitzstrahl – grell wie tausend Sonnen – blendete Jewesbury und McNally. Die Engländer bedeckten ihre Augen mit den Händen.

Eine stickige Glutwolke hüllte sie ein. Rotes Feuer flackerte vor ihnen, und mittendrin in dieser Hitzewand stand der riesige Feuergott. Sein brennendes Gesicht war haßverzerrt. Er durchbohrte die Männer, die gegen ihn klein und zerbrechlich aussahen, mit seinem dämonischen Blick.

Er fauchte zornig, und ein stinkender Brodem schlug den entsetzten Männern sengend heiß entgegen.

»Ihr elenden Wichte hattet die Vermessenheit, mein Geheimnis lüften zu wollen! Das wird euch teuer zu stehen kommen. Ich werde euch vernichten. Eure lächerlichen Kenntnisse auf dem Gebiete der Weißen Magie können mir nicht das geringste anhaben. Ihr miesen, kleinen

Würmer! Dachtet ihr im Ernst, ihr könnt euch mit mir messen?«
Der Feuergott hob seine brennenden Arme, als wollte er die Hölle beschwören.
»Bald!« brüllte er mit donnernder Stimme. »Sehr bald schon wird die Nacht anbrechen, in der ich mich zum Herrscher von Nicaragua aufschwingen werde. Doch das werdet ihr nicht mehr erleben. Wenn ich meine Herrschaft antrete, werdet ihr nicht mehr am Leben sein!«

***

Wir trafen bei strahlendem Wetter auf dem Flughafen von Managua, Las Mercedes, ein. Ich mietete einen geräumigen Buick LeSabre. Suko schwang sich neben mich auf den Beifahrersitz, und wir fuhren geradewegs zu Jean-Claude Fravals Hotel.
Ich hielt mich bei der Einfahrt in die Stadt immer in der Nähe des Seeufers. So erreichte ich mühelos den Parque Dario. Er bildet zusammen mit dem Parque Central und der Plaza de la Republica das Stadtzentrum.
Kurz darauf hatten wir unser Ziel erreicht. Fravals Hotel war ein gutbürgerliches Haus. Nicht gerade das Intercontinental, aber es sah mir dennoch, schon von außen, recht wohnlich aus.
Vor dem Hotel war ein Park, der bis zum See reichte. Neben dem Hotel waren Sackgassen. Die ruhige Lage, auf die man auf dem Flughafen bei diesem Hotel hingewiesen hatte, schien dadurch gewährleistet zu sein.
Wir bezogen zunächst einmal unsere Zimmer. Anschließend duschte ich und zog mir etwas Sommerliches an. Gemeinsam mit Suko begab ich mich in die Hotelhalle und verlangte beim Clerk, den Besitzer des Hotels zu sprechen.
Der Mann hinter dem Pult blickte mich mit großen Augen an. »Ist etwas nicht in Ordnung, Sir?«
»Doch, doch. Es ist alles bestens«, versicherte er.
Der Mann musterte Suko und mich unsicher, verließ dann seinen Posten und holte Jean-Claude Fraval.
Der Hotelbesitzer war mir auf Anhieb sympathisch. Ich zückte sein Telegramm und sagte: »Ich bin Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard. Und dies ist mein Partner Suko.«
Fraval schien sich darüber zu wundern, daß wir auf sein Telegramm so prompt reagiert hatten.
Er wies auf die Hotelbar. »Darf ich Sie zu einem Drink einladen, Gentlemen?«
Suko grinste. »Ehe wir uns schlagen lassen.«
Wir tranken Scotch und saßen an einem Tisch für vier Personen. Der Franzose hob seufzend die Schultern. »Ich habe wirklich alles versucht, um Jewesbury und McNally von ihrem gefährlichen

Vorhaben abzubringen, doch was ich auch sagte, sie taten es einfach mit einem Schulterzucken ab. Und nun sind sie verschwunden. Spurlos. Das Boot, das sie gemietet hatten, konnte gefunden werden. Es war nur noch ein Wrack.«

»Wo hat man es entdeckt?« wollte ich wissen.

»Mitten auf dem See. In der Nähe des Momotombito-Vulkans.«

»Sie kamen nach Nicaragua, weil sie das Geheimnis des Feuergottes lüften wollten«, sagte ich.

»Sie wurden für ihre Neugier grausam bestraft.«

»Schriftsteller müssen neugierig sein«, sagte ich. »Nur wenn sie neugierig sind, können sie recherchieren.«

»Es ist Wahnsinn, sich mit dem Feuergott anzulegen!« behauptete Fraval.

»Ich gebe zu, wie Jewesbury und McNally die Sache angepackt haben, das zeugt nicht gerade von großer Vorsicht«, sagte ich. »Hinzu kommt, daß die beiden Schriftsteller keinerlei Erfahrung im Kampf mit Dämonen hatten…«

»Haben Sie die?« fiel Fraval mir ins Wort.

Ich nickte. »Ich denke, ich bin durch die härteste Schule gegangen, die es in dieser Richtung gibt. Und ich werde nichts unversucht lassen, um in kürzester Zeit zwei Dinge zu erreichen: Ich will dem Feuergott die beiden Schriftsteller entreißen – vorausgesetzt, daß sie noch am Leben sind –, und ich werde den Dämon zur Hölle schicken, denn da gehört er hin.«

»Sie nehmen sich sehr viel vor, Sinclair«, sagte Fraval. Er wiegte den Kopf besorgt.

»Ich nehme mir nur das vor, wozu ich mich imstande fühle, Mr. Fraval. Jewesbury und McNally kamen in dieses Land, weil sie über den Feuergott einen packenden – ich möchte fast sagen: einen beklemmenden – Bericht gelesen haben.«

Jean-Claude Fraval griff nach seinem Glas. Er nippte am Scotch. »Dieser Artikel hätte niemals erscheinen dürfen. Er bringt nur Unheil. Er hat Jewesbury und McNally ins Verderben gelockt, und ich bin sicher, es werden noch mehr Menschen zu uns kommen. Viele drängt es, hinter das Geheimnis des Feuergottes zu kommen. Und sie wird alle dasselbe Schicksal ereilen… Man hätte diesen Bericht nicht schreiben sollen.«

»Wissen Sie, wer ihn geschrieben hat?« fragte ich den Hotelbesitzer.

»Wissen Sie es?« antwortete Fraval mit einer Gegenfrage.

»Der Autor heißt Toc Tyzack. Er besitzt eine Kaffeeplantage in der Nähe der Stadt. Kennen Sie ihn?«

Fraval lachte trocken. »Und ob ich diesen verdammten Leuteschinder kenne. Er lebt seit zwanzig Jahren in diesem Land. Kam aus den USA. New York oder Washington. In diesen zwanzig Jahren hat sich Tyzack

nicht gerade beliebt bei der Bevölkerung gemacht. Kein anderer Plantagenbesitzer beutet seine Arbeiter so unverschämt aus wie er. Manche behaupten, Toc Tyzack wäre schlimmer als der Teufel.«

»Und wie stehen Sie dazu?« erkundigte ich mich.

»Ich bin derselben Meinung. Toc Tyzack ist der hartherzigste, mitleidloseste Bursche, den ich kenne. Er hätte in den USA bleiben sollen. Dieses Land hat nicht auf ihn gewartet.«

Fraval konnte sich nicht erklären, warum Toc Tyzack diesen Bericht über den Feuergott geschrieben hatte.

Ich sagte: »Vielleicht war es ihm ein Bedürfnis, sich mal journalistisch zu betätigen. Ich muß gestehen, er hat seine Sache ausgezeichnet gemacht. Auch mich hat sein Artikel fasziniert. Mr. Suko und ich werden ihm gleich morgen früh einen Besuch abstatten.«

Fraval verdrehte die Augen. »Vergnügen wird das für Sie keines sein, das kann ich Ihnen jetzt schon sagen.«

***

Toc Tyzack war ein großer, hagerer Mann. Tiefe Furchen zogen sich durch sein Gesicht. Die Augen blickten feindselig. Der Mund war nicht mehr als eine dünne, harte Linie.

Tyzacks Hände waren sehnig. Die Finger erinnerten an die Wurzeln einer alten Eiche. Damit konnte der Mann gewiß kräftig zupacken. Sein Haar war grau und leicht gewellt. Die Wangenknochen sprangen weit hervor, wodurch die Augenhöhlen nach hinten rückten und mit schattigem Grau erfüllt waren.

Früher hatte Toc Tyzack seine Arbeiter mit der Peitsche geschlagen, wenn er mit ihrer Arbeit nicht zufrieden gewesen war. Heute behandelt er seine Leute nicht weniger brutal.

Tyzack trug ein weißes Baumwollhemd und gleichfarbige, etwas zu weite Hosen. Seine Füße steckten in bequemen, handgeflochtenen Ledersandalen. Er stand in seinem Arbeitszimmer und starrte den Arbeiter, der zu ihm gekommen war, verächtlich an.

»Was paßt dir nicht?« fuhr er den jungen, nur unwesentlich kleineren Plantagenarbeiter an.

Ovidi Gaos – so hieß der Mann – senkte seinen schwarzgelockten Kopf. Er war kräftig. Seine Haut schimmerte wie Kupfer in der Sonne. Er hätte Toc Tyzack bestimmt mit einem einzigen Faustschlag niederstrecken können.

Aber wer brachte schon so viel Mut auf, Tyzack anzugreifen?

»Mr. Tyzack«, sagte Ovidi Gaos in schlechtem Englisch. »Ich bin ein armer Mann…«

»Ja«, spottete Toc Tyzack. »Vor allem arm an Geist!«

»Ich bin auf das Geld, das ich auf Ihrer Plantage verdiene, angewiesen.«

»Ich weiß, daß ihr faulen Kreaturen keinen Handgriff tun würdet, wenn euch der Hunger nicht dazu zwingen würde. Ihr würdet am liebsten den ganzen Tag mit euren Weibern zusammen sein und ein Kind nach dem anderen in die Welt setzen.«

Ovidi Gaos blickte auf seine schäbigen Schuhe. Zum Teufel, dieser verdammte Amerikaner hatte kein Recht, so mit ihm zu reden. Gaos hätte es ihm gern verboten.

Aber wie?

Hätte er Toc Tyzack sagen sollen, er solle den Mund halten, er solle sich um seinen eigenen Kram kümmern? O nein, das konnte er nicht. Er brauchte diesen Job.

Gerade jetzt brauchte er ihn besonders. Seine Frau – sie war zu ihrer Schwester gezogen, erwartete ein Baby. Dann lag es an ihm, Ovidi Gaos, drei hungrige Mägen satt zu kriegen.

Deshalb schluckte er hinunter, was er auf der Zunge hatte, senkte den Kopf noch tiefer und schwieg.

Toc Tyzack stemmte die Fäuste in die Seiten. Er wippte ungeduldig auf die Zehenspitzen. »Nun, Ovidi, wie lange willst du meine kostbare Zeit noch in Anspruch nehmen?«

Erwürgen! dachte Ovidi Gaos. Ich sollte diesen Satan mit meinen bloßen Händen erwürgen!

»Erfahre ich nun endlich, weswegen du mich sprechen möchtest?« fragte Toc Tyzack beißend.

Gaos hob zaghaft den Blick. »Mr. Tyzack, es ist Ihnen bei der gestrigen Auszahlung ein Fehler unterlaufen…«

Tyzack durchbohrte den Plantagenarbeiter mit seinen Blicken. »Was sagst du Strolch da? Mir soll ein Fehler unterlaufen sein? Ich mache keinen Fehler. Niemals. Merk dir das!«

»Ich habe das Geld nicht sofort nachgezählt, Sir. Erst zu Hause. Dabei fiel mir auf, daß ein größerer Betrag fehlte…«

»Den habe ich absichtlich einbehalten!« sagte Tyzack scharf.

Ovidi Gaos sah den Plantagenbesitzer verblüfft an. »Aber… aber wieso, Sir?«

»Kannst du's dir nicht denken?«

»Nein, Sir.«

»Dann will ich es dir sagen: Du bist ein fauler Hund, mein Lieber. Ich habe dich beobachtet. Du machst mehr Pausen als du arbeitest. Liegst andauernd auf der faulen Haut. Denkst du, dafür bezahle ich dich? Dafür ist mir mein Geld zu schade. Du wirst von nun an immer so wenig kriegen. So lange, bis du bewiesen hast, daß du mehr Geld wert bist. Und nun verschwinde. Ich denke, es ist zwischen uns beiden alles gesagt…«

Stürz dich auf ihn! hörte Ovidi Gaos eine Stimme rufen. Schlag ihn mit deinen Fäusten zu Boden. Er verdient es nicht besser!

Der Plantagenarbeiter beherrschte sich mit großer Mühe. Er rang die Hände. »Mr. Tyzack, wenn ich Ihnen verspreche, von nun an wie ein Tier zu arbeiten, bekomme ich dann das Geld, das Sie gestern einbehalten haben?«

Toc Tyzack bleckte gehässig die Zähne. »Tut mir leid, Gaos. Dieses Geld ist verfallen. Mach, daß du endlich rauskommst, sonst kriegst du von mir einen Tritt in den Hintern!«

Ovidi Gaos wollte noch einen letzten Anlauf nehmen, um das verlorene Geld doch noch zu erhalten, aber dann schaute er Tyzack in die Augen und wußte, daß alles Reden keinen Sinn hatte.

Mit hängenden Schultern verließ er den Raum.

Draußen wartete Felipe Solano, sein Freund. Felipe trug Kleider, die schon die Blößen seines Großvaters bedeckt hatten. Sie waren schmierig und zerschlissen.

Felipe Solano war um ein Jahr jünger als Ovidi Gaos. Die beiden waren von Kindheit an miteinander befreundet. Felipe war ein hübscher Bursche mit dunkelbraunen Augen und einem rabenschwarzen, tief nach unten gezogenen Schnauzbart.

Er legte Ovidi Gaos die Hand auf die Schulter. »Du siehst nicht gerade glücklich aus, mein Freund. Ich nehme an, du hast nichts bei ihm erreicht.«

Gaos preßte die Kiefer zusammen und stieß wütend hervor: »Eines Tages bringe ich diesen Teufel noch mal um.«

Solano warf einen erschrockenen Blick zum Haus zurück. »Bist du verrückt? So etwas darfst du hier nicht sagen. Wenn Tyzack dich hört…«

»Er ist eine Bestie…«, ereiferte sich Gaos.

»Ja, ja. Das wissen wir alle. Aber wir sprechen es nicht aus. Wir behalten es für uns. Du solltest das auch tun. Komm, laß uns nach Hause gehen. Vielleicht finden wir eines Tages in der Stadt einen Job. Man darf die Hoffnung niemals aufgeben.«

Die Freunde verließen die riesige Kaffeeplantage. Felipe Solano redete pausenlos auf Ovidi Gaos ein. Er wollte den Freund ablenken, wollte seinen Haß mildern, machte ihm klar, daß Toc Tyzack die weit bessere Position innehatte und daß es nicht den geringsten Sinn hatte, sich gegen ihn aufzulehnen.

Tyzack würde immer der Stärkere bleiben.

Sie durchschritten einen finsteren Mischwald. Während Ovidi Gaos in Tyzacks Haus gewesen war, war der Abend angebrochen. Die Dunkelheit war mittlerweile weit fortgeschritten.

An einer Weggabelung blieben die Freunde stehen. Ovidi Gaos mußte jetzt nach rechts abbiegen, um nach Hause zu kommen.

Felipe Solano blickte den Freund prüfend an. »Hast du dich von deinem Ärger soweit erholt, daß man dich allein lassen kann? Oder

soll ich dich noch nach Hause begleiten?«
Gaos schüttelte den Kopf. »Das ist nicht nötig, Felipe. Schönen Dank. Du hast bestimmt etwas Besseres vor.«
Sie trennten sich.
Doch schon nach wenigen Schritten beschlich Felipe Solano ein eigenartiges Gefühl. Wie ein Tier glaubte er Unheil zu wittern. Er ging diesen Weg seit vielen Jahren. Zu jeder Tages- und Nachtzeit.
Noch nie hatte er Angst gehabt.
Aber plötzlich hatte er ein unangenehmes Kribbeln im Nacken. Es verhieß ihm nichts Gutes. Er blieb einen Moment stehen und wandte sich um. Seine Augen verengten sich.
Bäume. Wohin er blickte – Bäume.
Und doch existierte die friedliche Atmosphäre mit einemmal nicht mehr in diesem Wald. Irgend etwas hatte sich verändert. Gefahr war im Anzug. Sie lauerte irgendwo in dieser undurchdringlichen Dunkelheit auf ihr Opfer, das Felipe Solano hieß…
Wie eine reißende Beute würde sie sich auf ihn stürzen – in einem Augenblick, wo er nicht damit rechnete.
Felipes Herz schlug schneller. Da war plötzlich ein unangenehmer Druck auf seiner Kehle. Er bekam nicht genügend Luft.
Schweiß trat auf seine Stirn.
Ein Ast brach. Es klang wie ein Schuß. Felipe Solano wirbelte herum. Er riß die Fäuste hoch und erwartete einen Angriff. Doch nichts passierte. Der Plantagenarbeiter leckte sich die trockenen Lippen.
Verflucht noch mal, was war hier faul?
Der Gedanke an Flucht grub sich immer tiefer in Felipes Gehirn. Nie im Leben hätte er gedacht, daß er sich in diesem Wald, der ihm so vertraut war, einmal fürchten würde.
Felipe war zäh und kräftig. Es gab auf der ganzen Plantage keinen einzigen Arbeiter, der es mit ihm aufgenommen hätte. Außer Ovidi vielleicht. Und wenn Felipe seinen Gegner jetzt hätte sehen können, wäre er nie auf die Idee gekommen, wegzulaufen.
Aber die Ungewißheit nagte an seinen Nerven.
Er sah niemanden, und er wußte doch, daß jemand in seiner Nähe war. Jemand, vor dem er sich höllisch in acht nehmen mußte. Jemand, der ihm Böses antun wollte.
Felipe Solano wich im Krebsgang zurück. Da erschreckte ihn wieder ein Geräusch. Blätter raschelten hinter ihm. Mit einem unterdrückten Aufschrei drehte er sich um – und da sah er zum erstenmal etwas.
Zwei glühende Punkte.
Brennende Flecken in der Dunkelheit. Augen vielleicht. Sie starrten ihn grausam an. Felipe überlief es kalt. Er biß sich erschrocken auf die Unterlippe.
Hier ging es nicht mit rechten Dingen zu.

Glühende Augen! Eigentlich durfte es so etwas nicht geben. Aber Felipe Solano sah sie. Und er träumte nicht. Sie existierten wirklich. Der Plantagenarbeiter hatte das Gefühl, sein Herz würde hoch oben im Hals schlagen.

Was war das dort in der Finsternis?

Ein Tier? Ein Mensch?

Felipe wollte endlich fortlaufen, doch er stand wie angewurzelt da. Dieses brennende Augenpaar hatte ihn völlig in seinen Bann geschlagen. Felipe erstarrte zur Salzsäule.

Er sah die Glutpunkte auf sich zukommen. Sie leuchteten jetzt heller, rückten mehr und mehr zusammen, bis sie sich vereinigten.

Und dann passierte das: Eine zischende Stichflamme entstand, raste mit Lichtgeschwindigkeit auf den Plantagenarbeiter zu. Er hatte keine Chance, ihr auszuweichen. Bevor er reagieren konnte, war sie bei ihm.

Sie prallte gegen seine Stirn, war hart und entsetzlich heiß. Sie fraß sich in sein Gehirn, verjagte sein Ich und nahm dessen Platz ein.

Von einer Sekunde zur andern war Felipe Solano nicht mehr er selbst. Er war ein anderer geworden, und ihm war von diesem Augenblick an bewußt, daß er dem Gefolge des Feuergottes angehörte.

Er war zum Diener des grausamen Dämons geworden. Es existierte bereits ein zahlenmäßig recht beachtliches Heer von Dienern, und er gehörte jetzt zu ihnen.

Und es würden immer mehr werden…

Brutalität, Hartherzigkeit und Grausamkeit erfüllten Felipe Solano nunmehr. Er vernahm die Stimme seines mächtigen Herrn, der für ihn bereits einen Auftrag hatte.

Solano nickte ergeben und murmelte: »Ja, Herr. Es wird geschehen!«

Dann machte er sich auf den Weg, um den Befehl des Feuergottes unverzüglich auszuführen…

Er erreichte zehn Minuten später Ovidi Gaos’ schäbige Hütte. Sie war aus Kistenbrettern zusammengenagelt und x-mal ausgebessert. Felipe Solano klopfte an die Tür.

»Wer ist da?« fragte Gaos.

»Ich bin es, Felipe«, antwortete Solano. Im Moment war ihm seine Veränderung nicht anzumerken.

Quietschend öffnete sich die Tür. Das Licht der Petroleumlampe fiel auf Solanos Gesicht. Er lächelte. Aber dieses Lächeln kam nicht vom Herzen. Er log, als er sagte: »Meine Sorge um dich zwang mich, umzukehren, Freund. Ich hoffe, du bist mir deswegen nicht böse.«

»Unsinn. Komm herein. Wir werden etwas zusammen trinken. Und wir werden gemeinsam über Toc Tyzack schimpfen.« Ovidi Gaos lachte. »Hier kann er nicht hören, was wir über ihn reden.«

Felipe Solano betrat die Hütte des Freundes. Er setzte sich auf das

unordentliche Bett, unter dem Ovidi Gaos eine Schnapsflasche hervorholte.

Gaos goß zwei Gläser voll. Er hob das seine und sagte: »Ich trinke darauf, daß Toc Tyzack möglichst bald die Würmer fressen mögen!«

Er leerte sein Glas auf einen Zug.

Felipe Solano trank nicht. Er stellte sein Glas weg.

Gaos musterte ihn erstaunt. »Warum trinkst du nicht? Du bist doch sonst einem guten Schluck niemals abgeneigt. Hast du etwas, Felipe? Ist mit dir irgend etwas nicht in Ordnung? Ist dir nicht gut? Kann ich dir helfen?«

»Ich möchte dir sagen, daß ich aus einem bestimmten Grund zu dir gekommen bin, Ovidi«, erwiderte Solano gedehnt.

Gaos blickte ihn irritiert an. »Du sprichst so sonderbar. Was ist los mit dir, Freund? Heraus mit der Sprache. Spann mich nicht so lange auf die Folter!«

»Ich bin hier, um einen Auftrag zu erfüllen, Ovidi«, sagte Solano.

»Einen Auftrag? Was für einen Auftrag denn? Wann hast du ihn bekommen? Von wem? Ich bitte dich, rede endlich, Felipe!«

Solano blickte eine Weile zu Boden.

Als er dann aber dem Freund sein Gesicht zuwandte, fuhr sich dieser erschrocken an die Lippen. Ein Schrei entrang sich seiner Kehle. »Felipe!« stöhnte er. »Lieber Himmel, Felipe, was ist mit deinen Augen? Sie… sie leuchten! Sie glühen! Felipe, wie ist das möglich?«

Solanos Gesicht verzerrte sich zu einem teuflischen Grinsen.

Gaos zuckte vor dem Freund wie elektrisiert zurück, als er sah, daß Solanos Lippen zwei Reihen brennender Zähne entblößten.

»Großer Gott, nein!« schrie Ovidi Gaos.

Er sprang auf.

Solano erhob sich ebenfalls mit einem tierhaften Fauchen. Das Glühen seiner Augen verstärkte sich. Seine Haltung war aggressiv.

Gaos schüttelte benommen den Kopf. »Das gibt es nicht. Das ist unmöglich. Sag mir, daß ich nicht richtig sehe, Felipe! Freund, sag mir, daß mir meine Sinne einen Streich spielen!«

Felipe Solano spannte die Muskeln.

Gleich würde er sich auf Ovidi Gaos stürzen.

Da passierte es schon. Gaos schnellte sich entsetzt zur Seite. Solanos Hände verfehlten ihn. Gaos schlug nach dem Kopf des Freundes, der nicht mehr sein Freund war.

Felipe quittierte den Treffer mit einem unwilligen Knurren. Erneut versuchte er Gaos zu packen. Ovidi Gaos stieß ihn atemlos von sich. Ihm wurde bewußt, daß sein Leben in Gefahr war.

Deshalb schlug er wie von Sinnen um sich. Er trat Solano in den Bauch, hämmerte ihm die Fäuste gegen die Rippen, traf mehrmals das Gesicht seines ehemaligen Freundes.

Doch von den kraftvollen Hieben ließ Solano sich nicht beeindrucken. Er schien keine Schmerzen mehr zu empfinden. Gaos' Aufwärtshaken warf Solano kurz gegen die Bretterwand.

Die Hütte ächzte.

Ovidi Gaos wirbelte herum und wollte aus der Hütte stürmen, doch da stemmte sich Felipe Solano blitzschnell von der Wand ab. Er warf sich auf die Beine des Fliehenden, umklammerte sie und brachte Gaos auf diese Weise zu Fall.

Gaos schlug lang hin. Der Aufprall machte ihn für wenige Sekunden benommen. Diese Sekunden brachten umgehend die Entscheidung. Als Ovidi Gaos wieder bei vollem Bewußtsein war, erblickte er Felipe Solano über sich.

Der einstige Freund riß seinen Mund so weit auf, als wollte er Gaos verschlingen. Die brennenden Zähne näherten sich blitzschnell Gaos' Kehle. Der Biß war entsetzlich schmerzhaft…

Als Felipe Solano sich wieder aufrichtete, zuckte ein zufriedener Ausdruck um seine Lippen. »Jetzt gehörst du zu uns!« sagte er.

»Ja«, murmelte Gaos. »Nun bin ich einer von euch!«

Felipe Solano hatte ihm den Keim des Bösen ins Fleisch gepflanzt…

***

Wir saßen zu viert in Jean-Claude Fravals Privaträumen beisammen. Suko, Fraval, ich und… Alicia Montilor. Die junge dunkelhaarige Frau war in Fravals Betrieb das Mädchen für alles.

Sie half in der Küche aus, sie empfing die Gäste, wenn der Clerk verhindert war, sie vertrat den Barmixer…

Und sie wärmte auch in manchen Nächten Fravals Bett.

Ich schätzte sie auf fünfunddreißig Jahre. Sie war eine hundertprozentige Dame mit nußbraunen Augen, einer phantastischen Figur und auffallend schmalen, schlanken Händen.

Sie war intelligent und kannte die Welt, die sie in jüngeren Jahren bereist hatte. Auch sie fürchtete – genau wie Jean-Claude Fraval – den Feuergott.

Ich spürte, daß sie Suko und mich bewunderte, weil wir den Mut hatten, uns gegen die Ausgeburten der Hölle zu stellen.

Ich bat Fraval, uns mehr über den Feuergott zu erzählen. Der Hotelbesitzer blickte in sein leeres Glas und hob die Schultern. »Niemand weiß etwas Genaues. Aber es gibt viele Gerüchte.«

»An jedem Gerücht ist zumindest ein Körnchen Wahrheit«, sagte Suko.

Fraval sah ihn an und nickte bedächtig. »Da haben Sie allerdings recht. Es heißt, daß der Feuergott bereits eine Menge Diener hat.«

»Er macht die Menschen in diesem Land zu seinen Dienern?« fragte Suko.

»Ja.«
»Wie?« wollte mein chinesischer Freund wissen.
»Niemand kann Ihnen darauf eine Antwort geben, Mr. Suko. Ich weiß aber, daß das Heer der vom Feuergott Abhängigen täglich größer wird. Der Bazillus des Bösen breitet sich rasend schnell aus. Die Diener des Feuergottes ebnen ihrem Herrn die Wege, damit er sich ohne Schwierigkeiten zum Herrscher dieses Landes aufschwingen kann. Seine lebenden Werkzeuge sind um uns. Sie bespitzeln uns. Bald wird man niemandem mehr trauen können.« Fraval seufzte. »Ich habe mir hier mühsam eine Existenz aufgebaut. Ich fühle mich zu alt, um von hier wegzugehen und in einem anderen Land wieder von vorn anzufangen. Deshalb werde ich bleiben. Aber ich weiß heute schon, daß mich kein leichtes Leben erwartet.«
»Vielleicht sehen Sie die Zukunft ein bißchen zu schwarz«, sagte ich.
Jean-Claude Fraval schüttelte ernst den Kopf. »O nein, Mr. Sinclair. Ich sehe sie realistisch. Ich wollte, ich könnte daran glauben, daß Sie mit diesem mächtigen Dämon fertigwerden. Ich werde Sie nach besten Kräften unterstützen. Aber wir sind zu schwach, um diesem Satan das Handwerk zu legen. Ich bin sicher, er weiß bereits, daß Sie und Mr. Suko hier sind. Er weiß bestimmt auch, weshalb Sie nach Nicaragua gekommen sind. Möglicherweise bereitet er in diesem Augenblick schon die ersten Schritte gegen Sie und Ihren Freund vor.«
Ich konnte Fravals Pessimismus verstehen.
Doch für mich gab es noch keinen Grund, den Kopf genauso hängen zu lassen wie er.
»Ich kann Ihnen nur raten, sich vorzusehen«, sagte der Hotelbesitzer.
»Es wird nicht mehr lange dauern, bis der Feuergott sich um Sie beide kümmert. Er wird nicht warten, bis Sie ihn angreifen. Er wird zuerst zuschlagen. Das hat er bisher immer getan…«
Mitten in Fravals Rede hinein platzte ein schriller Schrei.
Alicia Montilor hatte ihn ausgestoßen.
Sie war schlagartig bleich geworden und starrte mit schreckgeweiteten Augen zum Fenster, an dem das fahle Oval eines Gesichts zu sehen war. Es löste sich in diesem Moment vom Glas und zog sich in die Dunkelheit zurück.
War das die erste Aktion, die der Feuergott gegen uns setzte? Darauf wollte ich sofort eine Antwort haben!
Suko sprang synchron mit mir auf, und dann jagten wir wie von Furien gehetzt aus dem Raum.

***

Kevin Jewesbury und Marion McNally hatten ihren Humor verloren. Seit ihnen der Feuergott erschienen war, wußten sie, daß sie nicht mehr lange zu leben hatten, falls nicht noch ein Wunder geschah.

Jeswesbury fuhr sich durch das blonde Haar. Er blickte sich um. In dieser einsamen Tropfsteinwelt wohnte das nackte Grauen. Es war nicht zu sehen. Aber man konnte es mit jeder Körperfaser fühlen.

Wohin die beiden Schriftsteller auch gingen, sie wußten, daß das Böse stets in ihrer Nähe war. Sie waren nur scheinbar allein. In Wirklichkeit standen sie unter schärfster Bewachung.

Obwohl die beiden Engländer das ahnten, zogen sie einen Fluchtversuch in Erwägung.

Marion McNally massierte seinen Nacken. »Verdammt, ich war immer so stolz darauf, Nerven wie Stahlseile zu haben, Im Moment sind sie nur noch so dünn wie Zwirn.«

Jewesbury nickte. »Mir geht es genauso. Wir hätten uns auf dieses Abenteuer besser vorbereiten müssen.«

»Wie denn?«

»Was weiß ich. Vielleicht hätten wir mehr über die Bekämpfung von Dämonen lesen sollen.«

»Bitte nimm's mir nicht übel, Kevin, aber ich sehe inzwischen ein, daß es besser gewesen wäre, die Finger von der Sache zu lassen. Wir nahmen diesen Feuergott nicht richtig ernst. Wir dachten, das wäre eine mehr oder weniger harmlose Märchengestalt, mit der wir schon irgendwie fertigwerden würden. Das soll bei Gott kein Vorwurf sein. Es war schließlich zuerst meine Idee, nach Nicaragua zu reisen.«

Jewesbury betrachtete die Stalaktiten und Stalagmiten, von denen sie umgeben waren. »Wir hätten auf Fraval hören sollen. Aber was nützt es, wenn wir das jetzt einsehen. Jetzt, wo's zu spät ist.«

Wieder massierte McNally seinen Nacken. Er verzog sein Gesicht. »Verdammt, ich muß hier raus, Kevin. Ich halte es in dieser unheimlichen Geisterwelt nicht aus.«

Sie entschieden sich für irgendeine Richtung und setzten sich in Bewegung. Tropfsteine, Tropfsteine, Tropfsteine… Endlos.

»Ich komme mir vor wie eine Rakete, die sich im All verflogen hat«, brummte McNally. »Das scheint hier ewig so weiterzugehen. Diese Welt scheint kein Ende zu haben.«

Jewesbury wollte das nicht hören. Er schüttelte unwillig den Kopf und winkte ab. »Sei still. Nimm mir nicht die allerletzte Hoffnung!«

Sie gingen weiter. Unermüdlich. Kevin Jewesbury stolperte immer wieder mit seinen langen Beinen, aber er gab nicht auf. Selbst wenn er fiel, blieb er nicht liegen.

Er erhob sich jedesmal sofort wieder und ging noch schneller als zuvor weiter. Es gab keine Zeit in der Welt des Feuergottes. Aber es mußten viele Stunden vergangen sein, als McNally endlich schweratmend stehenblieb und knirschend sagte: »Es hat keinen Zweck, Kevin. Du kannst noch so weit laufen. Du kommst trotzdem nirgendwohin. Es ist, als würden wir im Kreis rennen. Merkst du denn

nicht, daß dieser Teufel sein gemeines Spiel mit uns spielt?«

»Wir müssen es weiter versuchen, Marion. Wir dürfen nicht aufgeben!« sagte Jewesbury eindringlich.

McNally hob drohend die rechte Faust. »Ich lasse mich von diesem Bastard nicht zum Narren machen. Wenn er mich töten will, dann soll er es tun. Aber ich werde vor ihm nicht zum Idioten.«

»Ein Stück noch«, sagte Jewesbury flehend. »Komm weiter, Marion. Nur noch ein Stück!«

»Na schön. Aber dann ist Schluß damit.«

Sie gingen weiter durch die endlose Tropfsteinwelt. Plötzlich entdeckte Kevin Jewesbury eine steil aufragende Felswand. Er schluckte aufgeregt. »Mensch, Marion! Siehst du das auch? Hier scheint das Reich des Feuergottes zu Ende zu sein. Junge, der Himmel hat uns noch nicht ganz verlassen.«

Sie gingen schneller.

Allmählich begann auch McNally wieder Hoffnung zu schöpfen.

Er verdrängte die Zweifel, die ihm einreden wollten, daß eine Flucht niemals gelingen konnte. Diese schroffe Felswand war seit langem ein erster Lichtblick.

Wenn es ihnen gelang, daran hochzuklettern…

Wer möchte wissen, wohin sie führte. Vielleicht geradewegs in die Freiheit. Sie erreichten die Wand. Kevin Jewesbury berührte sie beinahe ehrfürchtig. »Eines kann ich dir sagen«, teilte er seinem Freund keuchend mit, »wenn wir hier mit heiler Haut herauskommen, begehe ich nie mehr wieder eine solche Dummheit.«

»Ich auch nicht. Es gibt weit ungefährlichere Themen, über die wir schreiben können.«

Jewesbury blickte nach oben. Er entdeckte einen schmalen Felskamin, der schnurgerade nach oben führte.

Und oben – ganz oben… es war fast zu schön, um wahr zu sein – leuchtete ein kleiner blauer Punkt. Der Himmel vielleicht!

»Marion, ich schnappe vor Freude beinahe über!« sagte Jewesbury und stieß ein nervöses Lachen aus. »Hier geht es tatsächlich ins Leben zurück! Der Dämon dachte wohl, wir würden den Weg nicht finden. Aber wir haben ihn gefunden. Junge, wir haben ihn gefunden!«

Jewesbury kletterte als erster an der Felswand hoch. Marion McNally folgte ihm. Fiebernd zogen und stemmten sie sich empor. Als Jewesbury in den Kaminhals schlüpfte, begann sein Herz wie rasend gegen die Rippen zu schlagen.

Sie hatten sich schon aufgegeben. Und nun… Die Freiheit winkte ihnen. Es war ein Gefühl, das man nicht beschreiben kann.

Kevin Jewesbury stemmte die Beine gegen die gegenüberliegende Felswand. Seine Hände fanden immer wieder Halt. Er hievte sich mit kraftvollen Klimmzügen nach oben.

Das rauhe, rissige Gestein bohrte sich schmerzhaft in seinen Rücken. Er achtete nicht darauf.

Weiter! sagte er sich. Weiter. Du mußt dich beeilen. Wenn der Feuergott erst mal bemerkt hat, was wir vorhaben… Nicht auszudenken!

Yard um Yard arbeiteten sich die Männer nach oben. Es war eine kräfteraubende Klettertour, die sie nicht unternommen hätten, wenn der Lohn dafür nicht so immens groß gewesen wäre…

Die Kaminöffnung vergrößerte sich. Jewesbury machte eine kurze Pause. Er warf einen Blick nach unten. »Es ist nicht mehr weit«, sagte er zu McNally. »Wir haben es bald geschafft. Dann sind wir frei, Marion. Endlich wieder frei!«

Plötzlich traf die beiden Männer ein schauriges Gelächter. Die dröhnende Stimme des Feuergottes erreichte sie. »Das habt ihr euch so gedacht, was?« höhnte der Dämon.

Sie konnten ihn nicht sehen, aber sie vermuteten, daß er von oben zu ihnen sprach.

»Es wird nichts mit eurer Freiheit!« röhrte der Unhold. »Ihr entgeht eurem Schicksal nicht!«

Jewesbury schaute nach oben. Dort tauchte auf einmal die brennende Fratze des Feuergottes auf. Der Dämon stieß seine Faust in die Öffnung. Sie raste auf Jewesbury und McNally zu.

»Zurück mit euch!« schrie der Mächtige.

Seine Faust traf die beiden Unglücklichen und stieß sie dorthin zurück, wo sie ihr Leben verlieren sollten…

***

Suko stürmte mit mir aus dem Hotel. Wir erreichten die dunkle Sackgasse und warfen einen Blick zu jenem erhellten Fenster, durch das der Unbekannte gesehen und Alicia Montilor fast zu Tode erschreckt hatte.

Dann hörten wir hallende Schritte, und ich sah gerade noch einen Schatten in einen schmalen Durchlaß verschwinden.

Ich verständigte mich mit meinem chinesischen Freund mit einem kurzen Blick. Da wir bestens aufeinander eingespielt waren, bedurfte es keiner Worte. Der große Chinese wußte, was er zu tun hatte.

Er schob sofort los.

Und während Suko versuchte, dem Fliehenden den Weg abzuschneiden, lief ich zum Durchlaß, um mich auf die Fersen des Fremden zu heften.

Zwischen den Häusern war es so schwarz, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Ich wich mehreren Mülltonnen aus und huschte an einer glatten Wand entlang.

Ab und zu glaubte ich, ein Geräusch zu vernehmen. Mal war es ein

Wischen. Dann ein Kratzen. Es war aber niemals laut genug, um es richtig orten zu können.

Je tiefer ich in die Dunkelheit eintauchte, desto intensiver wurde der Fischgeruch, den ich vor wenigen Augenblicken wahrgenommen hatte. Ich entdeckte Arkaden aus glattem Stein.

Darunter gab es steinerne Becken, in denen am Tage Fische zum Kauf angeboten wurden. Ich sah einige glitzernde Leiber auf dem Boden liegen. Sie verströmten den strengen Geruch.

Ich zog sicherheitshalber meine Beretta. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen. Ich hatte damit schon Werwölfe, Wiedergänger und anderes höllisches Gelichter zur Strecke gebracht.

Ich blieb kurz stehen, um zu lauschen.

War da nicht eben ein Geflüster gewesen?

Der Bursche, hinter dem ich her war, sprach garantiert nicht mit sich selbst. Er hatte also einen Komplizen. Ich näherte mich vorsichtig der Stelle, wo ich die beiden vermutete.

Sehen konnte ich sie nicht.

Etwas flitzte durch die Finsternis. Meine Beretta schwang mit, aber es widerstrebte mir, blindlings abzudrücken. Ich wollte keinen Menschen töten, und diese Gefahr bestand.

Ich schob mich an einem der glatten Arkadenpfeiler vorbei. Beim nächsten Schritt trat ich auf etwas Weiches. Mein Fuß zuckte zurück. Ich dachte einen Augenblick, ich hätte den Körper eines Menschen berührt, doch dann wurde mir bewußt, daß kein menschlicher Körper so weich sein konnte.

Ich war auf ein Netzbündel gestiegen.

In dem Moment, wo ich darübersteigen wollte, gewahrte ich hinter mir eine schnelle Bewegung. Ich zuckte herum und sah mich mit einem glühenden Augenpaar konfrontiert.

Gleichzeitig traf mich ein brutaler Faustschlag in den Rücken. Ich wollte schießen, aber da krachte ein harter Knüppel gegen meine Schläfe.

Ich merkte, wie ich fiel, konnte es jedoch nicht verhindern. Die Beretta entglitt meinen Fingern. Ich schlug mit dem Gesicht auf dem Boden auf und warf mich benommen herum.

Ich kämpfte verbissen gegen die Ohnmacht an, die sich meines Geistes bemächtigen wollte.

Zwei glühende Augenpaare waren über mir.

Ich stieß ihnen meine Karatefaust entgegen, traf zwar, aber die Kerle zeigten keinerlei Wirkung.

Ich schlug und trat um mich. Sie warfen das Fischernetz über mich. Ich verstrickte mich darin hoffnungslos. Und dann traf mich ein neuerlicher Knüppelschlag.

Diesmal war ich ihm nicht gewachsen. Er schaffte mich und raubte

mir die Besinnung.

***

Mit einem Tempo, das man dem schwergewichtigen Chinesen niemals zugetraut hätte, stampfte Suko um den Block herum. Der Hüne war ein enorm guter Fighter, der in den meisten Fällen auf die Hilfe einer Waffe verzichten konnte.

Seine Fäuste waren als Waffen gefährlich genug.

Als Suko das Ende des Durchlasses erreichte, blieb er kurz stehen. Vor ihm lag friedliche Dunkelheit. Suko sah sich um. Von hier war es nicht weit bis zum See.

An der Mole waren einige Motorboote vertäut. Sie schwebten auf den Wellen.

Das beunruhigte Suko. Mit zur Abwehr erhobenen Fäusten setzte er einen Fuß vor den andern. Seine Nerven waren angespannt. Sein Gesicht verriet größtmögliche Aufmerksamkeit.

Er wollte sich nicht überrumpeln lassen.

Kaum hörbar näherte er sich auf Zehenspitzen den Arkaden. Er tauchte unter sie, und als er den nächsten Schritt machte, stieß er gegen einen Gegenstand, der einige Zoll über den glatten Steinboden rutschte.

Suko bückte sich und hob den Gegenstand auf.

Es war Johns Pistole!

Sukos Kopfhaut zog sich augenblicklich zusammen. John hätte sich niemals freiwillig von seiner Beretta getrennt. Was war geschehen? Suko machte schleunigst kehrt. Sinclairs Waffe sah in seiner mächtigen Faust wie ein harmloses Spielzeug aus.

Da waren plötzlich Stimmen.

Suko rannte los.

Er sah zwei Gestalten, die soeben die Mole erreichten. Sie trugen ein Bündel zwischen sich. Ziemlich schwer. Das konnte ein Mensch sein.

Das mußte John Sinclair sein!

Suko lief noch ein paar Schritte weiter. Einer der beiden Kerle sprang soeben in ein Motorboot. Schon brummte der Motor. Der Mann löste die Leine. Suko zielte auf den zweiten, der noch auf der Mole bei John Sinclair stand. In dem Augenblick, wo sich der Bursche bückte, um das zu seinen Füßen liegende Bündel hochzuheben, rief Suko; »Stop! Keine Bewegung!«

Der Chinese stand breitbeinig da. Er stützte die Pistolenhand mit der Linken. Auf diese Entfernung konnte er nicht danebenschießen.

Die beiden Kerle erstarrten.

Ihre Gesichter waren Suko zugewandt. Ihre Augen glühten nicht mehr. Sie schienen sich harmlos geben zu wollen. Es war zwar dunkel, aber Suko konnte die wesentlichen Merkmale der Visagen doch

erkennen.

»Weg von Sinclair!« befahl Suko schneidend.

Der Kidnapper trat einen halben Schritt zurück.

»Du im Boot! Stell den Motor ab und komm an Land! Und dann hebt ihr schön brav eure Flossen, verstanden?«

Der Kerl im Boot reagierte nicht.

»Wird's bald?« herrschte Suko ihn an.

Aber dann passierte plötzlich alles auf einmal. Der Außenborder heulte auf. Der Mann auf der Mole bückte sich blitzschnell. Er wollte John Sinclair ins Boot werfen und hinterherspringen. Doch Suko ließ das nicht zu. Er drückte ab. Eine grelle Feuerzunge leckte aus der Beretta.

Das Geschoß streifte die linke Schulter des Entführers. Der Mann schrie auf. Er wurde herumgerissen, und Suko sah verblüfft, welche Wirkung die geweihte Silberkugel hatte.

Das Projektil zerfetzte nicht nur das Baumwollhemd des Kerls, sondern riß auch eine Wunde in die Schulter. Eine dunkelrote Feuerlohe schoß heraus.

Der Mann schien innerlich zu brennen. Die Wunde an der Schulter wirkte wie ein Ventil, das plötzlich geöffnet wurde. Die Flamme erlosch im nächsten Moment wieder. Mit einem wilden Satz sprang der Kidnapper in das losrasende Motorboot, das die beiden Männer mit großer Geschwindigkeit in Sicherheit brachte.

Suko stand immer noch unter dem Eindruck des Gesehenen.

Das Feuer, das aus der Schulter des Verletzten gefegt war, war nur damit zu erklären, daß es sich bei diesen beiden Kreaturen, die John Sinclair entführen wollten, um Diener des Feuergottes gehandelt hatte.

Das war also die erste Aktion gewesen, die der Dämon gegen sie unternommen hatte. Um ein Haar hätte er Erfolg gehabt.

Suko eilte zu John, der in dem Fischernetz völlig verstrickt war. Der Chinese steckte die Beretta weg und begann damit, den ohnmächtigen Freund zu befreien.

Schritte.

Suko griff sofort wieder zur Waffe, aber er brauchte sie nicht einzusetzen. Jean-Claude Fraval kam auf ihn zugelaufen. Seine eng beisammenstehenden Augen richteten sich auf John Sinclair.

»Meine Güte, was ist passiert, Mr. Suko? Ich habe einen Schuß gehört? Wer hat ihn abgefeuert?«

»Das war ich«, sagte der Chinese.

»Was ist mit Sinclair? Was ist passiert? Mann, so reden Sie doch!«

»Da waren zwei Kerle. Sie wollten Sinclair entführen. Diener des Feuergottes.«

Fraval fuhr sich durchs Haar. »Sind Sie sicher?«

»Absolut.« Suko sagte dem Hotelbesitzer, warum. Er berichtete

Fraval, daß die Entführer mit einem Motorboot entkommen waren. Fraval blickte auf den nächtlichen See hinaus.

»Das war erst der Anfang«, murmelte er. »Ich fürchte, das war für Sie beide erst der Anfang…«

Suko bat den Mann, ihm zu helfen, John vom Netz zu befreien.

»Ja«, sagte Fraval hastig. »Ja, natürlich.« Er beugte sich über John Sinclair und löste die Arme des ohnmächtigen Geisterjägers aus den Maschen, während sich Suko um Johns Beine kümmerte.

Nachdem sie John Sinclair befreit hatten, schlug Suko den Freund leicht auf beide Wangen, damit er wieder zu sich kam.

***

Ich spürte die Schläge. Sie waren mir lästig. Mein Geist war in weiche schwarze Watte eingebettet, und ich fühlte mich wohl darin. Doch die Schläge zwangen mich, wieder zu denken. Prompt setzte ein heftiger Schmerz ein.

Ich verzog mein Gesicht, ächzte geplagt und schlug die Augen auf. Nun schlug mich niemand mehr.

Ich sah Sukos breites Pfannkuchengesicht und Jean-Claude Fravals eng beisammenstehende Augen.

»Er ist wieder bei Bewußtsein!« stieß Fraval nervös hervor. »Dem Himmel sei Dank.«

»Geht's wieder einigermaßen?« fragte mich Suko.

Ich wollte grinsen, aber es wurde wohl nur eine hilflose Grimasse. »Ich hab's noch nicht versucht«, gab ich zurück.

Suko packte mit festem Griff zu. Er stellte mich auf die Beine, und – ich blieb stehen. Ich erinnerte mich an das, was geschehen war, und erzählte es Suko und Fraval.

Und mein chinesischer Freund ergänzte die Geschichte sodann mit dem, was ich noch nicht wußte.

Ich erholte mich schnell und war auf dem Rückweg zum Hotel nicht mehr auf Hilfe angewiesen. Suko händigte mir meine Beretta aus. Für mich stand außer Zweifel, daß mir die Waffe das Leben gerettet hatte.

Wäre die Pistole mit gewöhnlichen Patronen geladen gewesen, dann hätte ich mich in diesem Augenblick garantiert im Boot der Diener des Bösen befunden. Das hätte nicht einmal ein noch so beherzter Einsatz Sukos verhindern können.

Alicia Montilor kredenzte uns nach der Aufregung einen doppelten Scotch, den wir dankbar annahmen.

Wenig später gingen wir zu Bett und verbrachten eine ruhige, ereignislose Nacht.

Am nächsten Morgen tastete mich Jean-Claude Fraval mit besorgtem Blick ab. »Wie geht es Ihnen, Mr. Sinclair?«

»Fein. Ich könnte Bäume ausreißen«, erwiderte ich.

»Frisch gepflanzte«, gab Suko seinen Senf dazu.
Alicia Montilor brachte uns das Frühstück. Fraval und sie tauschten Blicke, die mir nicht entgingen. »Ist etwas?« fragte ich die beiden.
Der Hotelbesitzer räusperte sich. »Alicia und ich haben noch lange über das Ereignis der vergangenen Nacht nachgedacht, Mr. Sinclair. Uns fiel ein, daß es hier in Managua mal einen holländischen Missionar gegeben hat, von dem es hieß, er besitze eine Wunderwaffe gegen Dämonen. Ich weiß natürlich nicht, was das sein soll, und ich kenne auch den Namen des Missionars nicht. Alicia und ich wissen nicht einmal, ob es den Holländer überhaupt noch gibt. Er war damals schon ein alter Mann. Möglicherweise ist er längst gestorben. Von seiner Waffe gegen Dämonen hat nie mehr jemand gesprochen. Dennoch denke ich, daß man sich in dieser Richtung umhören sollte.«
Ich nickte. »Der Meinung bin ich auch, Mr. Fraval.«
»Vielleicht lebt der Missionar noch.«
»Wie ist sein Name?« wollte Suko wissen. Er hatte bereits den ersten Toast verdrückt.
Alicia Montilor und Jean-Claude Fraval zuckten mit den Schultern. Sie kannten den Namen des Missionars nicht, hofften aber, ihn herauszubekommen.
»Wir werden versuchen, über den Holländer so viel wie möglich in Erfahrung zu bringen, Mr. Sinclair«, sagte Fraval.
Ich nippte an meinem Tee und sagte dann: »Ich würde den alten Mann sehr gern kennenlernen.«
»Mit ein bißchen Glück läßt sich Ihr Wunsch vielleicht erfüllen«, bemerkte der Franzose.
Glück! Ich benötigte es immer wieder. Das Glück wurde wohl von keinem anderen Menschen so sehr strapaziert wie von mir. Wenn man gegen Geister und Dämonen kämpft, genügt es einfach nicht, Kraft und Mut zu besitzen. Manchmal reichen auch die vielfältigen Waffen, die ich mir im Laufe der Zeit zugelegt habe, nicht aus. In so manchem Kampf auf Leben und Tod hatte gerade ein Quentchen Glück dazu beigetragen, daß ich aus der ausweglos scheinenden Lage doch noch mit heiler Haut entkommen war.
Eine Wunderwaffe gegen Dämonen.
Ich wagte kaum zu hoffen, daß ich sie jemals besitzen würde. Ich war schon lange auf der Suche nach einer Waffe, die mich den Mächten der Finsternis überlegen machte.
Würde ich sie endlich finden?

***

Der Buick LeSabre rollte leise schnurrend über das graue Asphaltband. Wälder begleiteten zunächst die Straße. Dann kamen die weiten Flächen, auf denen Kaffee angepflanzt war.

Toc Tyzacks Plantage.

Ich war neugierig auf den Mann, von dem uns Alicia Montilor und Jean-Claude Fraval nichts Gutes erzählt hatten. Er mußte ein wahres Scheusal sein. Zynisch und arrogant. Hartherzig und geldgierig. Ein Verächter der Menschheit, dem es großen Spaß zu machen schien, seine Arbeitnehmer zu quälen und zu schinden.

Mir sind solche Typen zuwider, und ich nahm mir vor, dem Mann nicht gerade besonders freundlich zu begegnen. Vermutlich legte er darauf auch gar keinen besonderen Wert.

Suko saß neben mir und betrachtete schweigend die Landschaft. Wir sahen Arbeiter auf der Plantage. Frauen und Männer. Hin und wieder auch Kinder, die genauso rackerten wie ihre Eltern.

Bei uns in England wäre so etwas undenkbar gewesen.

Während wir die letzte Meile hinter uns brachten, kreisten meine Gedanken um Toc Tyzack. Ich fragte mich, warum er diesen packenden Bericht über den Feuergott geschrieben hatte.

Was hatte er mit der Veröffentlichung bezweckt? Hatte er nur mal sehen wollen, ob er in der Lage war, einen Artikel zu schreiben? Oder hatte er die Welt auf die Existenz des Feuergottes aufmerksam machen wollen?

Dazu fiel mir plötzlich ein, daß uns Jean-Claude Fraval erzählt hatte, der Feuergott hätte in diesem Land schon eine Menge Diener. Es würden immer mehr werden.

Gehörte Toc Tyzack etwa schon zum Gefolge des Dämons? Hatte er den Bericht in dessen Auftrag geschrieben, damit die Welt aufhorchte?

Diese Fragen wollte ich Tyzack im Verlaufe des Gesprächs – das hoffentlich zustande kommen würde – stellen.

Sein Haus kam in Sicht.

Ein weißer, flacher Bau, in die Landschaft geduckt. Breit, mit grauem Dach und einer großen, schattigen Veranda, auf der mir ein großer, geflochtener Lehnstuhl auffiel.

Ich ließ den LeSabre vor dem Gebäude ausrollen. Eine Staubwolke überholte das Fahrzeug und legte sich auf die Stufen, die zur Veranda hinaufführten. Aus dem großen Korbstuhl erhob sich ein hochgewachsener Mann.

Er war hager. Sein Gesicht war von tiefen, dunklen Falten überzogen. Die Augen, die in schattigen Höhlen lagen, betrachteten uns mit einem Gemisch aus Neugier und Feindseligkeit.

Als wir ausstiegen, spürten wir sofort, daß wir hier nicht willkommen waren. Toc Tyzack schob seine knorrigen Hände in die Hosentaschen. Ein Windstoß brachte sein graues, leicht gewelltes Haar in Unordnung. Er kümmerte sich nicht darum.

Suko und ich stiegen die Stufen hinauf.

»Was wollen Sie hier?« herrschte Tyzack uns an. »Wer sind Sie?«

Ich stellte mich vor: »Mein Name ist John Sinclair. Und dies ist mein Partner Mr. Suko. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard.«

Tyzack grinste spöttisch. »Sie scheinen sich gewaltig verflogen zu haben, Oberinspektor. Wissen Sie, wo Sie gelandet sind? In Nicaragua. Und somit sind Sie kein Oberinspektor mehr, sondern bestenfalls noch ein Mister.«

»Warum so aggressiv, Mr. Tyzack?« fragte ich.

»Ich mag keine Fremden auf meinem Grund und Boden.«

»Mögen Sie überhaupt jemand?« fragte Suko grimmig. Ich warf einen Blick auf die Fäuste meines Freundes. Er hätte dem Amerikaner damit gern bessere Manieren beigebracht.

Tyzack sah ihn verächtlich an und meinte: »Oja, Mr. Suko. Ich mag mich selbst. Würden Sie mir nun verraten, weshalb Sie meine Ruhe stören?«

»Wir haben Ihren Artikel in den Mystery News gelesen«, sagte ich.

Er blies seinen Brustkorb auf. »Hat er Sie beeindruckt?«

»Ohne Ihnen schmeicheln zu wollen – ja.«

Er betrachtete mich mißtrauisch. »Haben Sie dieses Artikels wegen die weite Reise unternommen, Sinclair? Ein Inspektor von Scotland Yard? Ich sehe keine Veranlassung…«

»Wir würden gern mehr über den Feuergott erfahren, Mr. Tyzack«, sagte ich.

»Noch mehr? Da muß ich Sie leider enttäuschen. Ich habe alles, was ich über den Dämon weiß, niedergeschrieben.«

Er bot uns keinen Platz an. Vermutlich wollte er nicht, daß wir unseren Besuch länger als unbedingt nötig ausdehnten.

»Man hat in Managua verschiedentlich von der Nacht des Feuergottes gesprochen«, sagte ich. »Was wissen Sie darüber?«

»Es ist die Nacht, in der der Dämon die Herrschaft in diesem Land antreten wird«, antwortete Tyzack mit fanatisch funkelnden Augen. Mir schien, als würde er sich auf diese Nacht freuen.

»Kann man das denn nicht verhindern?« wollte Suko wissen.

Toc Tyzack bedachte meinen Freund mit einem mitleidigen Blick. »Der Feuergott ist mächtig. Hinter ihm steht die Allmacht der Hölle. Wie soll ein einfacher, leicht verletzbarer Mensch ihn aufhalten. Diejenigen, die das versucht haben, mußten auf eine grausame Weise sterben. Ich hoffe, Sie gehören nicht auch zu jenen Verrückten, die sich mit dem Dämon anlegen wollen.«

Ich überging diese Bemerkung und fragte weiter: »Wann wird die Nacht des Feuergottes anbrechen, Mr. Tyzack?«

Der Amerikaner zuckte mit den Schultern. »Das weiß niemand, aber eines ist sicher: die Nacht ist nicht mehr fern.«

»Sie scheinen sich nicht viel daraus zu machen, wie? Ich habe fast den Eindruck, Sie können es kaum noch erwarten, bis es soweit ist.

Haben Sie den Feuergott nicht genauso wie alle anderen Menschen in diesem Land zu fürchten?«

Toc Tyzack griente. »Ich werde mich zu gegebener Zeit mit dem Dämon arrangieren. Ich bin sicher, daß ich mit ihm keine Probleme haben werde.«

Natürlich nicht, dachte ich. Weil sich Dämonen ganz gern mit Menschen verbünden, deren Seele so schwarz ist wie der Ruß im Schornstein.

Ich sagte ihm, daß Suko und ich in erster Linie nach Nicaragua gekommen waren, weil hier Kevin Jewesbury und Marion McNally spurlos verschwunden waren. Zwei britische Schriftsteller…

Ich erzählte Tyzack damit nichts Neues. Er war informiert. »Sie wollten hinter das Geheimnis des Feuergottes kommen«, sagte er verächtlich. »Sie sind an dem, was ihnen zugestoßen ist, selbst schuld. Ihre Neugier hat sie ins Verderben getrieben.« Der Amerikaner schlug sich auf die Stirn. »Wie kann man nur so wahnsinnig sein, dem Dämon sein Geheimnis entreißen zu wollen.« Tyzack nickte mit finsterer Miene. »Hier hat es sich wieder einmal bewiesen: Man fordert den Feuergott nicht ungestraft heraus.«

Er hatte nicht das geringste Mitleid mit Jewesbury und McNally. Seiner Ansicht nach war es völlig in Ordnung, was mit ihnen passiert war.

Langsam regte mich dieser Kerl auf.

Ich fragte ihn, warum er den Bericht über den Dämon geschrieben hatte, und er antwortete unverhohlen: »Damit der Dämon über die Grenzen seines Landes hinaus bekannt, wird.«

»Wozu soll das gut sein?«

»Das kann man nie wissen«, erwiderte Toc Tyzack ausweichend.

Ich kam wieder auf Jewesbury und McNally zurück. Nach Tyzacks Ansicht lebten die beiden noch. Er war der Meinung, daß der Dämon die beiden Schriftsteller in seiner Welt gefangenhielt und sie irgendwann töten würde.

»Wo ist diese Dämonenwelt?« wollte ich wissen.

»Irgendwo. Wer weiß das schon.«

»Sie wissen nicht, auf welchem Weg man in sie gelangt?«

»Nein, und ich will es auch gar nicht wissen, denn ein solches Wissen wäre lebensgefährlich, Sinclair. Ich bin an und für sich nicht der Typ, der anderen Menschen einen guten Rat gibt. Ein guter Rat wird ja doch in den meisten Fällen nicht befolgt. Doch bei Ihnen möchte ich eine Ausnahme machen und Ihnen raten: Vergessen Sie Jewesbury und McNally. Denen kann keiner mehr helfen. Versuchen Sie nicht, den Lauf der Dinge zu beeinflussen. Genießen Sie einfach die Schönheiten dieses Landes und reisen Sie in ein paar Tagen wieder nach England zurück. Nur so besteht für Sie die Chance, noch einige

Jährchen älter zu werden.«
»Angenommen, ich beherzige Ihren Rat nicht«, sagte ich frostig.
»Dann«, erwiderte Toc Tyzack mit einem mitleidigen Blick, »werden Sie in diesem Land den Tod finden, Sinclair!«

***

»Ein fieser Kerl!« sagte Suko, als wir wieder im Buick saßen.
Ich pflichtete ihm bei. »Er wird bestimmt keine Schwierigkeiten haben, wenn er mit dem Dämon sein Geschäft macht. Er ist ja selbst schon fast ein Teufel in Menschengestalt.«
»Also wenn du von dem irgendeine Unterstützung erwartet hast, kannst du das jetzt ganz schnell vergessen«, sagte Suko ärgerlich.
Ich schaute in den Rückspiegel.
Toc Tyzack stand breitbeinig auf der Terrasse und blickte unserem Wagen nach. Der Besuch des Feuergottes wäre ihm bestimmt willkommener gewesen, als unser Erscheinen.
Tyzack war ein ganz und gar außergewöhnlicher Mensch. Einem Mann wie ihm war ich in meinem Leben noch nicht begegnet. Das beunruhigte mich.
Die Straße bog sich sanft. Das Haus des Plantagenbesitzers verschwand aus meinem Blickfeld. Ich versuchte mich nicht länger über Toc Tyzack zu ärgern.
Plötzlich stieß mein Partner einen Schrei aus. Ich reagierte darauf blitzschnell. Mein Fuß wechselte vom Gas zur Bremse. Die Räder blockierten sofort.
Die Reifen kreischten und schmierten dicke schwarze Striche auf die Straße. Auf der Plantage wandten uns einige Arbeiter ihre erstaunten Gesichter zu. Wenn Suko nicht angegurtet gewesen wäre, wäre er vermutlich wie ein Torpedo durch die Windschutzscheibe geflogen.
»Junge, mach so etwas nie wieder mit mir«, sagte ich ärgerlich.
Suko hakte aufgeregt den Gurt los.
»Mensch, was ist denn plötzlich in dich gefahren?« fragte ich meinen Freund unwillig.
»John!« keuchte der Chinese. »John, die beiden dort…«
»Welche beiden?«
»Die Arbeiter! Siehst du sie?«
»Ich seh’ nicht bloß zwei!«
»Dort drüben – links! Das sind die Kerle, die dich gestern nacht verschleppen wollten!«
Mir war, als würde ein Stromstoß durch meine Glieder fahren. »Bist du sicher?«
»Absolut sicher! Ich hab’ ihre Visagen ganz genau gesehen!«
Die Bestätigung dafür, daß Suko die Wahrheit sagte, lieferten die beiden Plantagenarbeiter selbst. Sie warfen sich nervöse Blicke zu,

ließen dann alles stehen und liegen und rannten davon.
»Die kaufen wir uns!« stieß ich gepreßt hervor.
Mein Freund und ich sprangen aus dem LeSabre, während die Plantagenarbeiter auf den Wald zuhetzten, in dem sie kurz darauf verschwanden.
Bevor wir ihnen folgten, holte ich meinen Einsatzkoffer aus dem Kofferraum. Ich bewahre darin eine Eichenbolzen verschießende Luftdruckpistole, eine Gnostische Gemme, einen magischen Spray und viele andere Dinge auf, mit denen ich in der Lage bin, dem Bösen seinen Aufenthalt auf Erden gründlich zu verleiden.
Atemlos erreichten wir den Waldrand.
Suko bewegte sich mit der Geschmeidigkeit eines Tigers, der sich auf Menschenjagd befindet.
Wir entdeckten geknickte Zweige und folgten der Spur der Fliehenden. Wir hörten morsche Äste brechen und orientierten uns an Hand dieser Geräusche. Obwohl die Diener des Feuergottes in diesem Landstrich aufgewachsen waren, gelang es ihnen nicht, Suko und mich abzuschütteln.
Im Gegenteil – wir holten auf.
Bald konnten wir sie nicht nur hören, sondern auch sehen. Sie preschten wie von Teufeln gehetzt durch das Unterholz, und wir keuchten mit langen Sätzen hinter ihnen her.
Einer der beiden stolperte über die dicke Wurzel eines mächtigen Baumes. Er verlor das Gleichgewicht, prallte mit der Schulter gegen den nächsten Baumstamm, drehte sich um hundertachtzig Grad herum und fiel zu Boden.
Sein Komplize stoppte abrupt.
Er wandte sich mit schweißbedecktem Gesicht um: »Weiter, Ovidi!« stieß er heiser hervor. »Steh auf, wir müssen weiter!«
Ovidi Gaos kämpfte sich benommen hoch.
Felipe Solano schrie: »Nun mach schon, Ovidi! Komm doch!«
Gaos humpelte. »Mein Bein…«
»Sie dürfen uns nicht erwischen, Ovidi!« rief Solano. Er rannte zu Gaos zurück, packte ihn und zerrte ihn mit sich.
Sie kamen nur noch langsam vorwärts. Wir hörten ihren rasselnden Atem. Ich zog meine Beretta, als zwischen den Plantagenarbeitern und mir nur noch fünf Yard lagen.
»Stehenbleiben!« herrschte ich die Kerle an.
Sie stoppten tatsächlich. Langsam drehten sie sich um. Ihre schweißnassen Gesichter waren von Wut und Haß verzerrt. Als sie sahen, daß ich mit der Beretta auf sie zielte, erschraken sie.
Sie hatten die geweihten Silberkugeln zu fürchten. Einer von ihnen hatte in der vergangenen Nacht bereits Bekanntschaft mit einem solchen Geschoß gemacht, und sie wußten, daß die Kraft des

geweihten Silbers für sie tödlich war.

Ich warf Suko meinen Einsatzkoffer zu.

Der Chinese wußte, was zu tun war. Er öffnete den Koffer und entnahm ihm eine magische Kreide. Wir mussten die Diener des Bösen zunächst einmal festnageln.

Anschließend konnten wir mit der Befragung beginnen – wenn es keine Möglichkeit mehr für sie gab, sich zu verdrücken.

Suko beschrieb um die Plantagenarbeiter einen Kreis. Er machte an jeden Baumstamm ein Zeichen. Alle magischen Symbole waren in Augenhöhe angebracht und wiesen in die Richtung der Diener des Feuergottes, die äußerst beunruhigt von einem Bein auf das andere tänzelten.

Ich erhoffte mir sehr viel von der bevorstehenden Befragung. Die magischen Zeichen würden die beiden Kerle sehr irritieren. Sie würden aber auch die Kraft des Bösen, die in den Männern war, erheblich schwächen.

Die Diener des Dämons würden uns antworten müssen.

Zwei Zeichen fehlten noch, dann würde der magische Kreis um die beiden Plantagenarbeiter geschlossen sein. Dann gab es für sie kein Entkommen mehr. Sie schienen das zu wittern.

Mit einemmal zeigten sie uns, was in ihnen steckte. Ihre Gesichter verzerrten sich zu abstoßenden Fratzen. Sie fauchten. Ihre Augen glühten rot, und ihre Zähne bestanden aus hellem Feuer.

Suko malte schnell das vorletzte Zeichen an den Stamm.

Die Diener des Bösen heulten, knurrten und hechelten. »Du kriegst uns nicht, Sinclair!« brüllten sie wütend. »Wir lassen uns von dir nicht einfangen!«

»Wenn sich einer von euch bewegt, erschieße ich ihn!« sagte ich knallhart.

»Du wirst sterben, Sinclair!« prophezeiten mir die beiden Kerle. »Du und dein schlitzäugiger Freund! Ihr werdet in diesem Land bleiben, für immer!«

»Suko!« rief ich frostig. »Mach das letzte Zeichen!«

Der Chinese beeilte sich.

In dem Moment, als er die magische Kreide an den Baum setzte, passierte es. Sie hatten noch eine allerletzte Möglichkeit, sich uns zu entziehen. Sie wollten unter keinen Umständen zu Verrätern an ihrem Herrn werden. Deshalb machten sie sich auf eine Weise aus dem Staub, mit der Suko und ich nicht rechnen und die wir auch nicht verhindern konnten.

Aus Mund, Nase, Augen und Ohren schlugen auf einmal grelle Flammen. Die Kerle setzten sich damit selbst in Brand. Es gab einen zischenden Laut. Die lebenden Fackeln schrumpften unwahrscheinlich schnell zusammen.

Das Feuer schlüpfte förmlich in den Boden und war von einer Sekunde zur anderen nicht mehr vorhanden. Nur der Brandgeruch hielt sich noch eine Weile.

Suko ließ die magische Kreide sinken. Er starrte dorthin, wo die Kerle noch vor wenigen Augenblicken gestanden hatten, und er sprach voller Wut das aus, was auch mir auf der Zunge lag: »Shit!«

***

Ich hatte so sehr gehofft, von den Dienern des Bösen zu erfahren, welchen Weg wir einschlagen mußten, um in das Reich des Feuergottes zu gelangen. Nun war ich schwer enttäuscht.

Auch Suko ließ die breiten Schultern hängen.

Während wir zu unserem Buick zurückkehrten, sprachen wir kein Wort miteinander. So kurz vor dem Ziel zu scheitern ist bitter. Das mußten wir erst verdauen.

Von den etwa zehn Plantagenarbeitern, die wir gesehen hatten, als ich die Notbremsung machte, war keiner mehr da. Wir setzten uns in den Le-Sabre und fuhren nach Managua zurück.

»Wir werden den Weg in das Reich des Dämons auch ohne die Hilfe seiner Diener finden!« sagte Suko schließlich trotzig. »Diese Schlappe kann uns beide doch nicht entmutigen!«

»Bestimmt nicht!« pflichtete ich meinem Partner bei.

»Was hältst du davon, wenn wir die Fahrt von Jewesbury und McNally nachvollziehen, John?«

»Keine schlechte Idee.«

»Die Schriftsteller wollten zum Momotombito, aber sie haben ihn nicht erreicht. Auf dem Weg dorthin sind sie verschwunden. Könnte das nicht heißen, daß der Feuergott irgendwo auf dieser Vulkaninsel haust?«

»Zumindest der Eingang in sein Reich könnte sich dort befinden«, sagte ich.

»Der Dämon hat die Männer erst gar nicht an sich herankommen lassen. Er hat sie bereits vorher kassiert. Wenn wir die gleiche Fahrt wie Jewesbury und McNally machen, bin ich neugierig, was dann passiert.«

»Ich auch«, sagte ich ernst. »Ich auch.«

Ich steuerte den erstbesten Bootsverleih an und mietete ein Motorboot. Der kleine Kahn war ein italienisches Fabrikat der Werft Vega. Es handelte sich um das Modell Pioneer.

Suko kletterte mit mir in das Kunststoffboot. Er brachte den Außenbordmotor in Gang, und ich übernahm das Steuer.

Nach einer Fahrt von etwa zehn Minuten begegneten wir einem Ausflugsboot. Eine Gruppe junger Mädchen winkte uns zu. Die Girls riefen auch etwas, das wir aber wegen des Motorenlärms nicht

verstehen konnten. Dann lachten sie.

»He, Suko«, hänselte ich meinen Freund. »Denen scheinst du’s angetan zu haben.«

Der koloßhafte Chinese strich sich eitel über das schüttere schwarze Haar und erwiderte feixend: »Nun, zu einigen von ihnen würde ich ganz bestimmt nicht nein sagen.«

Das Ausflugsboot kam von Leon Viejo zurück. Das ist eine Ruinenstätte, die am Fuß des Vulkans Momotombo liegt. Die Stadt wurde 1524 gegründet und 1609 durch ein Erdbeben völlig zerstört.

Das Ausflugsboot verschwand weit hinter uns.

Es hatte uns gutgetan, diesen Mädchen zu begegnen, die so unbeschwert lachen konnten. Allein schon um ihretwillen müßten wir versuchen, dieses Land vom Einfluß des Bösen zu befreien.

Nicaragua durfte nicht das erste Land auf dieser Welt werden, das von einem Dämon regiert wurde.

Suko knetete seine Finger. Seine Augen waren starr auf den Vulkan gerichtet, den ich ansteuerte. Es war nicht mehr weit bis zum Momotombito. Und es war noch nichts passiert.

Mit jedem Yard, den wir zurücklegten, wuchs unsere Spannung. Wir sahen uns ständig aufmerksam um, denn wir wollten keine unliebsame Überraschung erleben. In der Ferne – nordwestlich – sahen wir ein Fischerboot.

Der Lago de Managua war glatt wie Glas. Kein Lufthauch kräuselte seine Oberfläche. Wie ein drohendes Mahnmal ragte der Momotombito aus dem See. Die Sonne stand grell am wolkenlosen Himmel.

Es war beinahe unvorstellbar, daß man sich an solch einem Tag in dieser herrlichen Gegend Sorgen machen mußte.

Suko und ich mißtrauten diesem Frieden. Er war zu perfekt. Der Feuergott wollte uns anscheinend in Sicherheit wiegen, um dann um so überraschender zuzuschlagen.

Daß er etwas gegen uns unternehmen würde, stand für mich fest. Ich wußte nur nicht, was für eine Gemeinheit der Dämon sich für uns ausgedacht hatte. Meine innere Unruhe wuchs.

Äußerlich wirkte ich so gelassen wie Suko.

Mir fiel ein, daß wir unser Boot nicht gegen die Kräfte des Bösen gesichert hatten. Unwillkürlich krampfte sich mein Herz zusammen. Diese Unvorsichtigkeit konnte ins Auge gehen.

Das Boot, mit dem Jewesbury und McNally unterwegs gewesen waren, war zertrümmert worden.

Ich wollte das Versäumte schnellstens nachholen und unsere Nußschale gegen Angriffe des Dämons abschirmen.

»Suko«, sagte ich.

»Ja, John?« Der Hüne wandte sich um.

»Übernimm mal«, bat ich. Ich wies auf das Steuer. Suko trat an meine Stelle. Ich begab mich zu meinem Spezialkoffer.

Als ich mich danach bückte, rief Suko aufgeregt: »John!«

Mit einem jähen Ruck richtete ich mich wieder auf. Sukos ausgestreckter Arm wies nach Osten.

Man hätte es für ein eigenartiges Naturschauspiel halten können, aber das war es nicht.

Mein Partner und ich wußten sofort: das war eine Attacke des Bösen! Aus dem See schoß eine dünne Feuerlohe empor. Achtzig, vielleicht sogar hundert Yard hoch. Schnurgerade. Grellrot glühend. Sie raste auf unser Motorboot zu. Suko versuchte ein Ausweichmanöver, doch die dünne Flamme schnitt mit einer solch enormen Geschwindigkeit durch die Fluten, daß man ihr einfach nicht ausweichen konnte.

Ein schrilles Pfeifen erfüllte die Luft. Der Ton schmerzte in unseren Ohren. Innerhalb eines Sekundenbruchteils hatte der grelle Strahl unser Boot erreicht.

Wir hörten ein Knirschen und Krachen. Durch das Boot ging ein gewaltiger Ruck, der mir brutal das Gleichgewicht raubte. Meine Hände schossen Halt suchend durch die Luft.

Ich fiel und schlug mit dem Kopf gegen die wulstige Kante des Boots. Trübe Schleier schienen an meinen Augen vorbeizuwischen. Ich war für einen Augenblick benommen.

Die Lohe trennte wie ein Laserstrahl unseren Außenbordmotor ab, fetzte ihn fort, wirbelte ihn hoch und schleuderte ihn in hohem Bogen in den See. Doch bevor der Motor in die Fluten eintauchte, vernahm ich ein lautes Klatschen ganz in der Nähe.

Das schrille Pfeifen verstummte so schnell, wie es gekommen war. Da unser Boot keinen Motor mehr besaß, gab es auch keinen Motorenlärm mehr. Antriebslos schaukelte der Kunststoffkahn auf dem See.

Ich richtete mich schwankend auf. Das, was geschehen war, konnte noch nicht alles gewesen sein. Das war erst der Beginn gewesen. Der Dämon hatte unser Boot erst einmal manövrierunfähig gemacht, und nun würde er in den nächsten Minuten erneut zuschlagen.

Mit größerer Gewalt – das war zu befürchten.

Ich hörte meinen Freund husten und spucken und sah erst jetzti daß der Platz am Steuer verwaist war.

Suko war über Bord gegangen!

Der Chinese schwamm in einer Entfernung von etwa zehn Yard. Plötzlich machte ich eine Wahrnehmung, die mir das Blut in den Adern gerinnen ließ…

Ein grauer Schatten schoß durch die Fluten. Genau auf meinen Freund zu. Der gefährliche Schatten war mehr als zwei Meter lang.

Ich hatte noch nie einen Nicaragua-Hai gesehen. Dennoch wußte ich

sofort, daß das einer war…

***

Zehn Yard! Eine entsetzlich weite Entfernung für den Chinesen. »Suko, paß auf!« schrie ich meinem Partner zu. »Rechts von dir! Ein Hai!«

Suko versuchte nicht erst, vor der tödlichen Bestie zu fliehen. Er wußte, daß er nicht schneller als der Hai schwimmen konnte. Blitzschnell wandte er sich um. Er zückte sein Springmesser, pumpte die Lungen mit Luft voll und tauchte. Mit kraftvollen Schwimmzügen arbeitete er sich unter der Wasseroberfläche vorwärts. Er schwamm dem hungrigen Scheusal entgegen.

Der Hai wich noch einmal aus. Aber dann griff er unvermittelt an. Gewandt sauste er auf den Chinesen zu. Das Maul mit den schrecklich spitzen Zähnen war weit aufgerissen.

Sukos Bewegungsfreiheit war im Wasser schwer beeinträchtigt. Dennoch gelang es ihm, sich vor dem bleich schimmernden Haigebiß in Sicherheit zu bringen. Der blutgierige Hai verfehlte ihn nur knapp.

Suko stieß mit dem Messer zu.

Die blitzende Klinge bohrte sich hinter dem Kopf des Hais tief in den Leib. Blut färbte das Wasser. Peitschend flog der Schwanz der Bestie hin und her. Die Gischt spritzte hoch.

Wassertropfen klatschten mir ins Gesicht. Ich hatte längst meine Beretta gezogen. Es wäre nicht nötig gewesen, auf den Hai mit geweihten Silberkugeln zu schießen, denn in ihm wohnten keine Kräfte des Bösen. Aber es war keine Zeit, die Waffe mit normalen Kugeln zu laden.

Der verletzte Hai warf sich kraftvoll herum.

Es bestand Gefahr, daß ich Suko traf, wenn ich in diesem Augenblick abgedrückt hätte, deshalb zögerte ich. Bange Sekunden verstrichen.

Der gefährliche Nicaragua-Hai schnappte abermals nach meinem Freund. Suko gelang es, dem hungrigen Killer eine zweite Verletzung beizubringen. Der Hai drehte sich blitzschnell um die eigene Achse.

Er bot Suko für einen kurzen Augenblick seinen hellen Bauch. Der Chinese stach sofort wieder zu. Das Tier peitschte das Wasser. Es kam wie eine Rakete aus dem See geschossen.

Ich richtete die Beretta auf den glitzernden Leib und feuerte. Die Kugel saß unter der Rückenflosse. Der Hai krümmte sich und tauchte im nächsten Moment wieder ins Wasser.

Sein Biß zerfetzte Sukos Hemd.

Der Chinese quittierte diesen Angriff mit einem weiteren Messerstich. Mehr und mehr Blut rötete das Wasser. Ich deutete Suko, er solle zur Seite schwimmen.

Ich zielte im Beidhandanschlag auf den verletzten Mörder, hatte

seinen flachen Kopf genau im Visier – und drückte ab. Noch einmal bäumte sich die gefährliche Kreatur auf.

Sie jagte aus dem Wasser, überschlug sich rücklings und versank dann. Suko beeilte sich, zum Boot zu kommen. Das Blut des getöteten Hais konnte sehr schnell andere Haie anlocken.

Ich zerrte meinen Freund keuchend ins Boot. Er sank klatschnaß auf den Boden und versuchte sich zu sammeln. »Meine Güte«, stieß er heiser hervor. Er schüttelte überwältigt den Kopf. »Das wäre fast ins Auge gegangen.«

»Du hast dem Hai einen hervorragenden Kampf geliefert.«

Suko feixte. »Das mußte ich wohl. Oder hatte ich eine andere Chance?«

Ich war froh, daß mein triefnasser Freund seinen Humor wiedergefunden hatte. Doch dann meldete sich mein Mißtrauen wieder. Ich fragte mich, warum der Dämon seine Angriffe nicht fortsetzte.

Genügte es ihm etwa, unser Motorboot manövrierunfähig gemacht zu haben? Hatte er uns nur mal gründlich demonstrieren wollen, wie gefährlich es war und wie wenig ernst er uns beide als Gegner nahm?

Die Schüsse hatten die Fischer alarmiert. Sie steuerten mit ihren Kuttern auf uns zu, nahmen uns an Bord und unser Motorboot ins Schlepptau.

Als ich ihnen von Sukos Kampf mit dem Nicaragua-Hai erzählte, schauten sie mich ungläubig an. Sie hielten mich für einen Angeber. Ich konnte es ihnen nicht verübeln.

Es gibt nicht viele, die einen Kampf mit einem solchen Hai überleben. Ohne Schramme! Lediglich mit einem zerfetzten Hemd…

***

Jean-Claude Fraval glaubte uns. Er hörte sich unsere Geschichte mit großem Entsetzen an. Suko hatte sich abgetrocknet und neu eingekleidet. Wir berichteten dem Franzosen von unserem Besuch bei Toc Tyzack und daß wir den beiden Kerlen wiederbegegneten, die mich in der vergangenen Nacht zu verschleppen versucht hatten.

Es hörte sich reichlich fantastisch an, daß sich die beiden in Flammen aufgelöst hatten und als solche in den Erdboden geschlüpft waren, aber Fraval nahm uns auch das ab.

Er hatte keinen Grund, an unseren Worten zu zweifeln. Im Zusammenhang mit dem Feuergott schien es für ihn nichts zu geben, was unmöglich war.

Je mehr Zeit verging, desto schlechter stand es um Jewesbury und McNally. Wenn es uns nicht bald gelang, sie zu befreien, würden wir wohl nichts mehr für sie tun können.

Fraval verlor allmählich die Hoffnung, daß die beiden Schriftsteller

noch lebten.

Er hatte sich, wie versprochen, für uns inzwischen umgehört, doch ohne Erfolg. Nach wie vor waren ihm der Name und der Aufenthaltsort des holländischen Missionars unbekannt.

Der Franzose seufzte. »Ich wollte, ich hätte eine erfreulichere Mitteilung für Sie. Aber vielleicht hat Alicia mehr Glück als ich. Sie ist in Managua geboren. Sie kennt sehr viele Leute in dieser Stadt. Sie ist unermüdlich. Auch ihr liegt das Wohl dieses Landes sehr am Herzen. Sie liebt Nicaragua, und sie ist unglücklich darüber, daß es diesem Dämon in die Hände fallen soll.«

»Noch ist es nicht soweit!« sagte ich.

»Aber die Nacht ist nicht mehr fern«, erwiderte Fraval. »Das weiß hier jeder, Mr. Sinclair.« Der Franzose überdachte noch einmal all das, was wir ihm erzählt hatten. Danach sagte er: »Es hat den Anschein, als befände sich das Versteck des Feuergottes auf dieser Vulkaninsel. Der Dämon hat weder Jewesbury und McNally noch Sie und Mr. Suko an den Momotombito herangelassen.«

Suko nickte ernst. »Mit dieser Vermutung liegen Sie bestimmt nicht schief, Mr. Fraval.«

»Wir werden die Fahrt zum Momotombito noch einmal machen«, sagte ich. »Dann aber besser gegen die Kräfte des Bösen gewappnet. Vor unserer nächsten Fahrt werde ich umfangreiche Vorkehrungen treffen, die die Attacken des Dämons wirkungsvoll von uns abhalten werden.«

Jean-Claude Fraval musterte mich mit einem bewundernden Blick. »Dazu sind Sie in der Lage?«

»Ich bin im Besitz äußerst wirksamer Dämonenbanner«, sagte ich.

Der Hotelbesitzer ließ seine Zunge nervös über seine Lippen tanzen. Er ging in seinem Büro aufgeregt auf und ab. Plötzlich blieb er vor mir stehen. Bittend waren seine Augen auf mich geheftet.

»Haben Sie die Möglichkeit, etwas für Alicia und mich zu tun, Mr. Sinclair? Ich meine, können Sie uns vor dem Bösen schützen. Ich möchte nicht, daß der Feuergott auch mich zu seinem Diener macht, verstehen Sie? Das wäre für mich das schrecklichste, was mir passieren könnte. Ich glaube, ich würde daran zugrunde gehen.«

»Ich könnte Ihre Privaträume mit Dämonenbannern absichern«, sagte ich.

Fraval nickte hastig. »Bitte tun Sie es. Es gäbe mir ein gewisses Gefühl der Sicherheit und nähme mir wenigstens einen Teil meiner Angst, die mich vor allem nachts so arg quält. Ich kann kaum noch schlafen.«

Ich plünderte meinen Einsatzkoffer und brachte an den neuralgischen Punkten Dämonenbanner an.

Die Scheiben der Fenster besprühte ich mit meinem magischen

Spray. Der Zerstäuber verteilte darauf winzige Partikelchen eines höchst wirksamen Pulvers, das ich nach Angaben, auf die ich in einem uralten Buch über Dämonenbekämpfung gestoßen war, herstellen ließ.

Nachdem ich meine Arbeit getan hatte, sagte ich: »So, jetzt denke ich, daß Sie vor den Einflüssen des Bösen gut geschützt sind, Mr. Fraval.«

Der Hotelbesitzer atmete erleichtert auf. »Ich danke Ihnen, Sinclair. Nun fühle ich mich in meinen vier Wänden wieder sicher.«

Die Tür öffnete sich hinter mir.

Alicia Montilor trat ein. Ein Blick in ihre triumphierend funkelnden Augen verriet mir, daß sie Erfolg gehabt hatte. Sie nahm sich zuerst einen Drink. Dann setzte sie sich in einen Ledersessel und streckte die langen Beine von sich.

»Ich habe viele Freunde von früher wiedergesehen«, erzählte sie. »Jeder wußte ein bißchen, aber niemand wußte etwas Genaues…«

»Hast du wenigstens herausbekommen, wie der Holländer heißt?« fiel ihr Jean-Claude Fraval ins Wort.

»Sein Name ist Mark von Pallandt«, sagte Alicia.

»Lebt er denn überhaupt noch?« wollte Fraval wissen.

»Ja, er lebt noch.«

»Wo? Hast du herausgefunden, wo?«

Alicia Montilors Augen richteten sich auf mich. »Unmittelbar südlich der Casa Presidencial liegt die Laguna de Tiscapa, einer von vier kleinen Seen, die der Landschaft am südlichen Stadtrand ihr Gepräge geben – und einer dieser vier Seen, die Laguna de Nejapa, liegt in einem bewaldeten Vulkankrater. Dorthin müssen Sie gehen, Mr. Sinclair. Dort wohnt der holländische Missionar in einer armseligen Hütte. Man sagt, daß er schon sehr alt und sehr krank sei. Er kann kaum noch sehen und lebt von den Almosen, die ihm Freunde bringen…«

»Besitzt er diese Waffe noch?« platzte Fraval wieder in die Rede der jungen Frau.

Alicia Montilor zuckte mit den Schultern. »Das wird sich herausstellen, wenn Mr. Sinclair Mark von Pallandt aufgesucht hat.«

Jewesbury und McNally hatte den Sturz wie durch ein Wunder heil überstanden. Sie vermuteten, daß der Dämon dafür gesorgt hatte, daß sie sich nicht verletzten. Sie sollten gesund und kräftig sein, wenn es ans Sterben ging.

Nachdem der Feuergott die beiden Männer in sein Reich zurückgestoßen hatte, hatte er vor jenem Felsenkamin eine magische Sperre errichtet, die Kevin Jewsbury und Marion McNally trotz wiederholter Versuche nicht überwinden konnten.

»Vielleicht gibt es noch einen anderen Weg in die Freiheit«, hatte Jewesbury gesagt.

»Hör auf, dir was vorzumachen«, kam McNallys Antwort. »Er hat bestimmt alle Fluchtwege dichtgemacht.«

Jewesbury bedrängte den Freund jedoch so lange, bis dieser mit ihm ging. Stundenlang irrten sie durch die bizarre Tropfsteinweit. Sie hörten Geisterstimmen, die sie verhöhnten.

Unheimliche Kräfte manipulierten ihren Geist. Sie hatten grauenvolle Horror-Visionen, vor denen sie schreiend davonliefen. Sie waren Spielbälle des Bösen, das sich mit ihnen auf eine furchterregende Weise vergnügte.

Als sich die Männer in Schweiß gebadet auf den Boden legen wollten, um sich zu erholen, erschien ihnen der Feuergott ein weiteres Mal. Jewesbury und McNally prallten vor der grellen Erscheinung zurück.

Der Dämon war aufgebracht. Er war wütend. Er schwang die brennenden Fäuste hoch und brüllte mit donnernder Stimme: »Zwei Männer sind in dieses Land gekommen. Der eine ist Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard. Der andere ist Suko, sein chinesischer Freund. Die beiden versuchen krampfhaft, einen Weg zu euch zu finden. Sie sind nach Nicaragua gekommen, um euch zu retten. Diese verdammten Narren. Sie werden genauso sterben wir ihr! Ich habe ihnen gezeigt, daß sie es mit einem ernstzunehmenden Gegner zu tun haben. Sinclair wird von seinen Freunden hin und wieder als Geisterjäger bezeichnet. Ich habe mich in der Hölle gründlich über ihn informiert. Er hat tatsächlich schon einige meiner Brüder und Schwestern zur Strecke gebracht. Aber damit ist nun Schluß. Bei mir ist für Sinclair und Suko Endstation! Es wird den beiden nicht gelingen, euer Leben zu retten. Ihr werdet alle vier den schmerzhaftesten Tod erleiden, den ich euch geben kann!«

Der Dämon stieß seinen flammenden Zeigefinger in die Richtung seiner Gefangenen.

»Mit euch mache ich den Anfang!« schrie er. »Und dann hole ich mir Sinclair und Suko!«

Jewesbury drehte vor Schreck durch.

Er brüllte entsetzt auf, warf sich herum und rannte los. Er wußte zwar, daß es keinen Zweck hatte, vor dem Feuergott wegzulaufen, aber in diesem schrecklichen Moment hatte sein Verstand ausgehakt, und er tat nur noch das, was ihm sein Selbsterhaltungstrieb diktierte.

Marion McNally reagierte auf die Ankündigung des Dämons genau wie sein Freund. Auch er kreiselte herum und hetzte los.

Aber sie kamen nicht weit.

»Packt sie!« plärrte der Feuergott hinter ihnen her. Dieser dröhnende Befehl schien ins Leere zu gehen. Jewesbury und McNally konnten außer Tropfsteinen nichts sehen.

Es schien keine Lebewesen zu geben, die den Befehl des Dämons

hätten ausführen können.

»Ergreift sie!« schrie der Feuergott mit donnernder Stimme.

Jewesbury und McNally wußten, daß sie jetzt um ihr Leben liefen. Sie wollten nicht wahrhaben, daß sie im Reich des Dämons keine Chance hatten. Obwohl sie vorhin hundemüde gewesen waren, rannten sie jetzt, als hätten sie stundenlang geruht.

Die Angst mobilisierte ihre Restkräfte.

Kevin Jewesbury prallte gegen einen Stalaktiten. Er spreizte die Arme, um nicht zu fallen. Seine Hand berührte dabei einen der Tropfsteine. Erschrocken riß er sie sofort wieder zurück.

Der Stein war nicht mehr hart und kalt.

Er war weich. Und er war von unheimlichem Leben durchpulst.

Marion McNally erreichte den Freund. Schweiß rann ihm über das Gesicht. Er wollte nicht sterben. Er hatte noch so viele Pläne.

Ein Zischen erfüllte mit einemmal das bizarre Geisterreich. In der nächsten Sekunde schossen aus den Tropfsteinen spindeldürre Arme. Sie waren bleich und gehörten keinen Menschen, obwohl Jewesbury und McNally schmale Hände mit dünnen, klauenartigen Fingern bemerkten.

Ehe sie sich des Zugriffs entziehen konnten, wurden die Schriftsteller von einer Vielzahl von Händen gepackt.

Jewesbury und McNally bäumten sich schreiend auf. Ihre Gesichter waren von unmenschlicher Anstrengung verzerrt. Sie versuchten sich aus der scheußlichen Umklammerung herauszuwinden, doch je mehr sie sich anstrengten, desto fester griffen die Geisterhände zu.

Bald blieb den beiden Männern keine Bewegungsfreiheit mehr.

Ihr Herz trommelte gegen die Rippen. Sie starrten dem Feuergott entsetzt entgegen, als er mit langen Schritten auf sie zukam.

Ein triumphierendes Grinsen lag um seinen grausamen Mund.

»Dies ist der Beginn eures Sterbens!« sagte der Dämon gehässig.

Kevin Jewesbury ließ resigniert den Kopf hängen – und Marion McNally wünschte sich in diesem schrecklichen Augenblick, diesen Bericht in den Mystery News niemals gelesen zu haben.

Es wäre ihnen vieles erspart geblieben…

***

Wir fuhren mit dem Wagen, so weit es ging. Die Laguna de Nejapa ist ein Mineralwassersee. Er liegt in einer romantischen Gegend, in der man den Frieden mit vollen Lungen einatmen kann. Auch dieser schöne, idyllische Ort würde vom Bösen vergiftet werden, wenn wir nichts dagegen unternahmen.

Alicia Montilor hatte uns den Weg zu Mark van Pallandt haargenau beschrieben. Wir gingen ihn, als wären wir nicht zum erstenmal hier. Alicias Angaben stimmten bestens.

Sie hatte zunächst mit uns zu dem greisen Missionar gehen wollen, aberdann hatte sie eingesehen, daß es nicht gut gewesen wäre, den alten Mann so zahlreich zu überfallen.

Er war so viel Besuch bestimmt nicht gewöhnt. Wir wollten ihn auf keinen Fall verärgern. Schließlich waren wir auf seine Hilfe angewiesen. Während wir durch den dichten Wald schritten, fragte ich mich, was für eine Art von Waffe der holländische Missionar in seinem Besitz hatte.

Wenn es uns gelang, sein Vertrauen zu gewinnen, würde er uns die Waffe bestimmt überlassen, denn wir hatten die Absicht, sie in seinem Sinne zu verwenden.

Wir hatten in der Stadt Wein und Essen eingekauft, um nicht mit leeren Händen zu dem alten Mann zu kommen.

Der Pfad, den wir im Kraterwald entlangeilten, stieg nun steil an und wurde merklich schmäler. Wir konnten nicht mehr nebeneinander gehen. Ich übernahm die Führung.

In den Zweigen eines mächtigen Baumes schlug ein Vogel an. Er bekam Antwort, die von weither kam.

Da wir ziemlich schnell marschierten, keuchten wir. Der Pfad verwandelte sich vom ursprünglichen Spazierweg zur beschwerlichen Klettertour. Mark van Pallandt hatte sich wirklich in den entlegensten Winkel dieses weiten Kraters zurückgezogen.

Eine Stunde verging. Ich wischte mir den Schweiß vom Gesicht und blieb einen Moment stehen. Ich wandte mich zu Suko um. Auch er schwitzte.

»Jetzt kann es nicht mehr weit bis zu van Pallandts Hütte sein«, sagte ich.

»Vielleicht sind wir daran schon vorbeigelaufen«, maulte der Chinese.

Ich schüttelte den Kopf. »Wir sind noch nicht an der Quelle vorbeigekommen, von der Alicia gesprochen hat.«

»Angenommen, die Quelle ist kürzlich versiegt.«

»Das wollen wir doch nicht hoffen.«

Ich ging weiter, und Suko blieb mir dicht auf den Fersen.

Kurz darauf erreichten wir die Quelle. Wir wuschen uns das Gesicht und tranken von dem kühlen, erquickenden Wasser. Von da an hatten wir noch fünf Minuten zu gehen.

Dann hatten wir unser Ziel erreicht.

Die Bretterhütte war zwischen Bäume eingekeilt, damit sie nicht umfallen konnte. Sie lehnte sich an den Hang. Vor dem Eingang hing ein struppiges Ziegenfell.

Ich schlug an den rissigen Türrahmen und rief den Namen des Missionars. Da ich leidlich holländisch spreche, redete ich in der Muttersprache des greisen Mannes, um ihn mir auf Anhieb gewogen zu machen.

Das Fell wurde zur Seite gedrückt, und ein knochendürres Männchen erschien. Mark van Pallandts klapperige Gebeine schienen nur noch von seiner ledernen Haut zusammengehalten zu werden. Er hatte eingefallene, runzelige Wangen, schwache, glanzlose Augen hinter dicken Brillengläsern – und sein schlohweißes Haar war struppig, und stand weit von seinem schmalen Kopf ab.

Seine Tage, die er auf Erden noch verbringen durfte, schienen bereits gezählt zu sein. Mir kam so vor, als hätte er sich in diese Einsamkeit zurückgezogen, um in aller Ruhe und in ungestörtem Frieden sterben zu können.

Ich nannte meinen Namen und stellte auch Suko vor. Ich sagte dem Missionar, daß wir ihm Wein und reichlich zu essen mitgebracht hatten. Er nahm dies nickend zur Kenntnis, ohne sich dafür jedoch zu bedanken.

Ich wollte seinen Dank nicht.

Im Gegenteil. Wenn er uns seine Waffe überließ, mit der wir den Feuergott vernichten konnten, würden wir ihm ewig zu Dank verpflichtet sein.

Er gestattete uns, den Wein und die Speisen in seine Hütte zu bringen. Wir sahen ein hartes, dürftiges Lager. Decken auf dem Boden. Eine rußgeschwärzte Feuerstelle, in der noch Glutreste schimmerten.

Nachdem uns Mark van Pallandt erlaubt hatte, Platz zu nehmen, ließen wir uns auf die auf dem Hüttenboden liegenden Decken nieder. Stuhl oder Tisch gab es keinen.

Der Missionar ließ sich ächzend auf sein Lager nieder. Er lehnte seinen knochigen Rücken an die Hüttenwand, an der zahlreiche Heiligenbilder hingen. Ich eröffnete dem greisen Mann, daß wir nach Nicaragua gekommen waren, um dem Feuergott den Kampf anzusagen.

Die sehschwachen Augen des Holländers weiteten sich. »Sie beide müssen sehr viel Mut haben«, sagte er mit seiner dünnen, leicht kratzenden Stimme.

Ich klärte ihn auf: »Scotland Yard besitzt eine Abteilung, die sich ausschließlich mit übersinnlichen Fällen befaßt. Ich gehöre dieser Abteilung seit Jahren an und habe in dieser Zeit gegen Vampire, Ghouls, Werwölfe, Wiedergänger und Zombies gekämpft.«

»Und nun sind Sie hier, um dem Feuergott den Garaus zu machen«, sagte Mark van Pallandt mit Freude in der Stimme.

Ich nickte. »So ist es. Suko und ich sind im Kampf gegen Dämonen nicht unerfahren, deshalb rechnen wir uns gute Chancen gegen den Dämon aus.«

»Er ist listig und gemein!« sagte van Pallandt.

»Wir hatten bereits mit ihm zu tun«, sagte ich. Ich erwähnte, daß mich zwei Diener des Feuergottes kidnappen wollten, und ich

schilderte dem Missionar unser Abenteuer auf dem Managuasee.

Ich merkte, daß der Missionar uns mochte. Er schenkte uns nach kurzer Zeit schon sein Vertrauen. Mit jedem Wort, das in dieser einsamen Hütte gesprochen wurde, festigten sich die Bande zwischen uns mehr.

Mark van Pallandt brachte Suko und mir großen Respekt entgegen. Er bedauerte, daß er alt und krank war. Wenn er zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, hätte er den Dämon selbst bekämpft.

Doch zu einer solchen Tat fehlte ihm heute die Kraft.

»Wir werden es für Sie tun, van Pallandt«, sagte ich ernst.

Er nickte, denn er traute es uns zu.

Ich sprach von Kevin Jewesbury und Marion McNally, die sich in der Gewalt des Dämons befanden und die wir befreien wollten. Der Holländer rechnete uns diesen uneigennützigen Wunsch hoch an.

Er senkte seinen Blick und starrte eine Weile stumm auf seine dürren Hände. Mit Tränen in den Augen sagte er schließlich: »Wissen Sie, daß Sie fünf Minuten vor zwölf zu mir gekommen sind, Sinclair?«

»Wieso?« fragte ich.

»Haben Sie schon von der Nacht des Feuergottes gehört?«

»Ja. Sie soll nicht mehr fern sein.«

»Alles deutet darauf hin, daß der Dämon morgen nacht seine Herrschaft in diesem Land antreten wird.« Mark van Pallandt schüttelte langsam den Kopf. »Ich habe nicht mehr damit gerechnet, daß jemand dem Machtstreben des Feuergottes Einhalt gebieten würde. Ich gebe zu, ich habe mich bereits damit abgefunden, daß Nicaragua in die Hände dieses Teufels fallen würde. Und nun – dieser Lichtblick… Ich bin gerührt. Wenn jemand in der Lage ist, den Dämon zur Hölle zu schicken, dann sind Sie es beide, davon bin ich überzeugt. Nicaragua darf wieder hoffen. Es ist noch nicht verloren.«

»Man hat uns erzählt, Sie wären im Besitz einer Waffe, mit der man den Dämon vernichten kann«, sagte ich.

Der Greis wollte sich erheben. Er schaffte es nicht. Ich sprang auf und half ihm behutsam auf die Beine. Er schleppte sich durch die Hütte, schlug einen Fellvorhang zur Seite, verschwand dahinter für eine Weile und kehrte dann mit einem etwa vierzig Zentimeter hohen Gefäß zurück.

Es war eine mit weißen Topasen besetzte Custodia, in der in früherer Zeit geweihte Hostien aufbewahrt worden waren.

Mark van Pallandt trug das Gefäß mit ehrfürchtiger Miene. Er überreichte es mir mit den Worten: »Geben Sie darauf acht wie auf Ihren Augapfel, Sinclair! In ihr befindet sich die geballte Kraft des Guten. Aber nur solange, wie sie ganz ist. Deshalb müssen Sie darauf achten, daß sie nicht zerbricht. Gehen Sie mit dieser wertvollen Custodia wie mit einem rohen Ei um.«

»Sie wird unversehrt bleiben. Das verspreche ich«, sagte ich ernst.

»Es gibt einen Einstieg in das Reich des Feuergottes«, sagte Mark van Pallandt. Er kehrte zu seinem Lager zurück. »Ich kann Ihnen leider nicht sagen, wo er sich befindet. Sie müssen ihn suchen, und Sie müssen ihn gefunden haben, bevor der morgige Abend anbricht, sonst können Sie nichts mehr für Nicaragua tun.«

»Okay«, sagte ich schnell. »Nehmen wir an, ich finde den Einstieg. Was dann?«

»Dann schleudern Sie die unversehrte Custodia in das Dämonenreich hinab. Sie werden damit eine Wirkung erzielen, als hätten Sie unter der Erde eine Atombombe gezündet.«

»Das kann ich nicht machen.«

»Warum nicht?« fragte van Pallandt.

»Ich muß auf Kevin Jewesbury und Marion McNally Rücksicht nehmen!«

»Denen wird nichts passieren«, erwiderte der Missionar. »Die vernichtende Kraft des Guten wird sich lediglich gegen das Böse richten. Die beiden Engländer haben nichts zu befürchten. Das Gute wird sie nicht nur verschonen, sondern darüber hinaus auch beschützen. Werfen Sie die Bombe, Sinclair. Aber tun Sie's um Himmels willen bald. Ich sagte es schon einmal: Es ist bereits fünf Minuten vor zwölf!«

Nun war ich im Besitz einer Waffe, mit der ich dem Feuergott den Garaus machen konnte.

Aber es gab keinen Grund, vor Freude zu taumeln, denn wir hatten keine Ahnung, wo sich jener Eingang befand, der in das Reich des Dämons führte.

Wenn wir ihn nicht schnellstens fanden, konnten wir – ganz trocken gesprochen – die Custodia bestenfalls als Blumenvase verwenden.

Würde die Zeit noch reichen, um zu verhindern, daß der Feuergott die morgige Nacht zu der seinen machte?

Uns standen bestenfalls vierundzwanzig Stunden zur Verfügung. Das ist nicht viel, wenn man bedenkt, was auf dem Spiel stand. Wir wollten nichts unversucht lassen, um unser Ziel zu erreichen.

Ob wir auch Erfolg haben würden, das stand im Moment noch auf einem anderen Blatt.

***

Jean-Claude Fraval war froh, daß John Sinclair die Dämonenbanner in seinen Privaträumen angebracht hatte. Das gab ihm ein gutes Gefühl der Sicherheit. Er hatte seit Monaten vor nichts mehr Angst gehabt als davor, vom Feuergott auf irgendeine heimtückische Weise zu seinem Diener gemacht zu werden.

Das würde ihm nun, dank der Dämonenbanner, erspart bleiben.

Das dachte Jean-Claude Fraval jedenfalls. Aber er rechnete nicht mit der Hinterlist des Dämons. In den abgeschirmten Privaträumen konnte dem Franzosen selbstverständlich nichts passieren.

Wohl aber anderswo.

Zum Beispiel im Keller!

Der Hotelbesitzer schloß soeben die Tür auf und machte Licht. Einer der Gäste hatte einen Stuhl beschädigt. Es gab im Keller eine kleine Reparaturwerkstatt, in der Fraval kaputte Möbel wieder instandsetzte, wenn er Zeit hatte.

Da im Augenblick nicht viel zu tun war, wollte sich Jean-Claude Fraval gleich an die Arbeit machen. Er stieg die Stufen hinunter und betrat gleich darauf den kleinen, zweckmäßig eingerichteten Raum.

Er legte die beiden Stuhlteile auf die Werkbank und zog dann einen grauen Overall an, um seine Kleidung bei der Arbeit nicht schmutzig zu machen.

Als er den Elektrokocher einschaltete, um den Leim zu wärmen, begann das Licht zu flackern. Fraval blickte zur Lampe. Die Glühbirne konnte an dem Zucken nicht schuld sein, denn drei weitere Lampen flackerten ebenfalls.

Kündigte sich auf diese Weise ein Stromausfall an?

Nach mehrmaligem Flackern wurde es im ganzen Keller schlagartig dunkel. Jean-Claude Fraval stieß einen ärgerlichen Fluch aus. Gerade jetzt, wo er diese Arbeit angehen wollte, mußte das passieren.

Er schaltete unwillig den Elektrokocher ab.

Als er die kleine Werkstatt verlassen wollte, vernahm er ein leises Ächzen. Er wußte sofort, daß dieses Geräusch von der Kellertür kam. Sie ächzte immer so, wenn sie bewegt wurde.

Gleich darauf knallte sie laut ins Schloß. Jemand hatte sie geschlossen. Vielleicht Alicia, die nicht wußte, daß sich Fraval hier unten im Keller aufhielt?

Der Hotelbesitzer liebte die Dunkelheit nicht. Er hatte schon als kleiner Junge immer Angst vor der Finsternis gehabt, und daran hatte sich bis zum heutigen Tage nichts geändert.

Wenn er die Hand nicht vor den Augen sehen konnte, beschlich ihn immer noch ein flaues Gefühl.

Die Urangst vor der Dunkelheit, die sich in jedem Menschen befindet, war in Fraval besonders ausgeprägt.

Er strich sich mit einer fahrigen Handbewegung über das Haar. Er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Finsternis eine. Vielzahl von Gefahren in sich barg.

Deshalb beschloß er, den Keller augenblicklich zu verlassen und erst zurückzukehren, wenn das Licht wieder funktionierte.

Obwohl er schon ungezählte Male hier unten gewesen war, stolperte er nun durch die Dunkelheit, als wäre ihm die Örtlichkeit nicht im

mindesten vertraut.
Plötzlich strich ihm etwas über den Nacken. Heiß!
Er zuckte mit einem heiseren Aufschrei herum und sah, daß er von einem glühenden Augenpaar angestarrt wurde. Wie von Furien gehetzt rannte Jean-Claude Fraval los.
Sein Herz schien mit einemmal hoch oben im Hals zu schlagen. Panik explodierte in seinem Kopf. Kalter Schweiß brach ihm aus allen Poren.
Teufel, er hatte sich so sicher gefühlt, seit Sinclair die Dämonenbanner angebracht hatte.
So sicher, daß er auch hier unten mit ihrer Wirkung gerechnet hatte.
Er war schrecklich enttäuscht worden!
Verzweifelt suchte der Hotelbesitzer seinen Weg zur Kellertreppe zu finden. Er stolperte über einen Eimer, der klappernd umfiel. Jean-Claude Fraval landete hart auf dem Betonboden.
Er schlug sich die Stirn blutig, zog die Beine zitternd an, wagte sich nicht umzublicken, sprang wieder auf und lief weiter.
»Hilfe!« schrie er, so laut er konnte. »Hilfe! Hiiilfeee!«
Doch das Böse sorgte dafür, daß das Geschrei oben nicht zu hören war.
Abermals fiel Fraval.
Seine Hände ertasteten einen Besen. Sofort umklammerte er den Stiel. Auf diese Weise bewaffnet, schnellte er keuchend heran. Er wollte sich verteidigen. Die Glutaugen kamen langsam näher.
Jean-Claude Fraval stieß mit dem Besen zu. Er traf die leuchtenden Punkte. Der Besen ging sofort in Flammen auf. Er verkohlte innerhalb weniger Sekunden.
Fraval wich Schritt um Schritt zurück. »Nein!« stöhnte er verzweifelt. »Nein! Um alles in der Welt…«
Er rang die Hände, doch all sein Flehen um Schonung nützte nichts.
Der Feuergott machte auch ihn zu seinem Diener. Nachdem dies geschehen war, erhielt Fraval den Befehl:
»Töte Sinclair!«
Der Hotelbesitzer nickte langsam. »Ja, Meister. Ich werde es tun. Du hast mich zu deinem Diener gemacht. Und ich werde John Sinclair für dich töten!«

***

Wir brachten die Custodia wie eine unbezahlbare Kostbarkeit in unser Hotel. Ich legte das Gefäß auf mein Bett. Es war ein prachtvoller Behälter. Die weißen Topase schienen milchig zu strahlen. Allein die Berührung des Gefäßes stärkte uns und unseren Mut. Der Anblick der wertvollen Custodia machte uns zuversichtlich, daß wir mit dem Feuergott fertigwerden würden.
Wir zweifelten keine Sekunde daran, daß wir den Dämon besiegen

konnten. Diese Zuversicht pflanzte uns jene seltsame Waffe ins Herz, die uns Mark van Pallandt überlassen hatte.

Nun mußten wir uns seines Vertrauens würdig erweisen.

Ich wies auf einen Stuhl und sagte zu Suko: »Setz dich. Wir müssen über die nächsten Schritte beraten.«

Doch dazu kam es nicht. Suko saß noch nicht einmal, da hämmerte jemand ungestüm mit der Faust an die Zimmertür.

»Ja, bitte?« rief ich.

Die Tür wurde aufgerissen, und Alicia Montilor kam hereingestürmt. Angst und Entsetzen entstellten ihr attraktives Gesicht. Sie befand sich hart am Rand der Hysterie.

Ihr unruhiger Blick fiel auf die Custodia. Dann platzte es aus ihr heraus: »Mein Gott, Mr. Sinclair, Sie müssen helfen! Es… es ist etwas Schreckliches passiert…«

Suko hatte sich längst wieder erhoben. »Ist Jean-Claude Fraval etwas zugestoßen?«

»Ja«, stöhnte die junge Frau. »Sie müssen ihm helfen. Der… Dämon… hat… ihn… zu… seinem Diener gemacht!«

Sukos schmale Augen verengten sich noch mehr. »Er ist dem Bösen zum Opfer gefallen?«

»Leider ja.«

Suko schaute mich an.

»Wie ist das möglich, John? Die Dämonenbanner…«

»Wo ist es passiert?« fragte ich Alicia Montilor.

»Im Keller«, antwortete die junge Frau gepreßt.

»Der war nicht abgesichert«, sagte ich zu Suko.

»Verdammt!« ließ daraufhin mein Freund verlauten. Er sprach mir damit aus der Seele.

»Wieso wissen Sie, was mit Jean-Claude Fraval geschehen ist, Alicia?« erkundigte ich mich.

»Ich nahm ein Telefongespräch für ihn entgegen und suchte ihn. Ich entdeckte ihn im Keller. Seine Augen glühten. Er sprach mit jemandem. Er sagte: ›Ja, Meister. Ich werde es tun. Du hast mich zu deinem Diener gemacht. Und ich werde John Sinclair für dich töten!‹« Alicia fuhr sich blitzschnell über die Augen. »Er wird Sie umzubringen versuchen, Mr. Sinclair.«

»Wo befindet er sich im Augenblick?« fragte ich kalt.

»Ich habe ihn im Keller eingeschlossen. Aber er wird sich das wohl nicht lange gefallen lassen. Er wird ausbrechen und Jagd auf Sie machen. Mein Gott, warum mußte nur so etwas Grauenvolles passieren? Er hatte immer Angst davor, daß der Feuergott ihn zu seinem Diener macht. Er war so erleichtert, als Sie die Dämonenbanner anbrachten. Und nun hat es ihn doch erwischt.«

»Vermutlich aber nicht so stark«, sagte ich. »Meine Dämonenbanner

konnten zwar das Eindringen des Bösen im Keller nicht verhindern, aber ich bin sicher, daß sich das Böse auf Grund der vorhandenen Banner nicht voll entfalten konnte.«

Alicias Augen waren verzweifelt auf mich gerichtet. »Besteht Hoffnung für Jean-Claude? Können Sie ihn vom Einfluß des Bösen wieder befreien, Mr. Sinclair?«

»Ich hoffe es«, sagte ich und begab mich zu meinem Spezialkoffer.

»Er wird Sie bekämpfen. Der Dämon zwingt ihn dazu«, sagte Alicia Montilor.

»Ich weiß«, gab ich zurück.

»Was werden Sie tun, Mr. Sinclair? Sie… Sie dürfen ihn nicht töten. Versprechen Sie mir, daß Sie ihm nichts zuleide tun werden? Sie müssen es mir versprechen. Ich hänge an Jean-Claude. Ich will ihn nicht verlieren.«

Ich legte der weinenden Frau meine Hand beruhigend auf die Schulter. »Sie brauchen keine Angst um Ihren Jean-Claude zu haben. Es wird alles wieder gut werden.«

»Sagen Sie das nicht nur, um Ruhe vor mir zu haben?«

»Bestimmt nicht, Alicia.«

»Aber wenn es zu einer Situation kommt, in der Sie vor die schicksalsschwere Frage gestellt werden: er oder Sie…«

»Dazu wird es nicht kommen. Ich werde mich vorsehen«, erwiderte ich.

Suko begab sich auf mein Zeichen zur Tür. Alicia wollte mit uns gehen. Ich schüttelte den Kopf und sagte mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete: »Sie bleiben besser hier in diesem Raum!«

»Aber Jean-Claude…«

»Dem können Sie nicht helfen. Passen Sie inzwischen auf Mark van Pallandts Custodia auf. Aber nehmen Sie sie nicht in die Hand. Sie hat auf den Dämon nur dann eine vernichtende Wirkung, wenn sie unversehrt ist.«

Alicia setzte sich und klemmte ihre Hände zwischen die Knie. »Ich werde die Custodia nicht berühren.«

»Dafür hole ich für Sie Jean-Claude Fraval aus den Fängen des Bösen zurück«, versprach ich der jungen Frau und verließ mit Suko das Zimmer.

Wir fuhren mit dem Lift nach unten. Im Fahrstuhl fragte mich mein chinesischer Partner: »Weißt du schon, wie wir die Sache anpacken werden?«

»Wir werden ihm nicht die geringste Chance lassen«, sagte ich hart.

Der Lift hielt. Wir verließen die Kabine und begaben uns zur Kellertür. Sie war abgeschlossen. Der Schlüssel steckte. Suko wies aufgeregt auf den Türknauf, der sich wie von Geisterhand bewegt drehte.

Besser konnten wir nicht bedient werden.
Jean-Claude Fraval, der Diener des Feuergottes, stand jenseits der Tür.
Er war uns so nahe, daß meine Gegenmaßnahmen auf jeden Fall fruchten würden. Ich öffnete blitzschnell meinen Einsatzkoffer. Suko erhielt von mir den geweihten Silberdolch, dessen Griff die Form eines Kreuzes hatte.
Ich selbst bewaffnete mich mit der Dose, in der sich der magische Spray befand. Ich riß blitzschnell den Schlüssel aus dem Loch, setzte die Sprühdose daran und drückte auf den Knopf.
Pffft! Die magischen Partikelchen des dämonenbekämpfenden Pulvers stoben durch das Schlüsselloch und hüllten in Sekundenschnelle den Diener des Bösen ein.
Wir hörten ihn röcheln. Er schlug entsetzt um sich.
Er knurrte und hechelte, hinter der Tür. Das magische Pulver machte dem Bösen in seinem Körper schwer zu schaffen. Aber es hatte sich in dieser kurzen Zeit so fest in dem Mann verkrallt, daß es noch einiger Maßnahmen mehr bedurfte, um den Besessenen davon zu erlösen.
Wir hörten, wie Fraval sich schnaufend im Kreis drehte, und dann vernahmen wir Sturzgeräusche. Ich schob den Schlüssel hastig ins Schloß und drehte ihn herum.
Bevor ich den Keller betrat, öffnete ich mein Hemd. Ich trage ein geweihtes Silberkreuz um den Hals. Es sollte mich vor der Strahlung des Bösen bewahren.
Jean-Claude Fraval war die Kellertreppe hinuntergekugelt. Soeben richtete er sich benommen auf. Sein Gesicht war uns zugewandt. Es war häßlich verzerrt. Seine Augen glühten, und die gebleckten Zähne bestanden aus kleinen, roten Flammen.
Fraval schien uns nicht wahrzunehmen.
Er wischte sich immer wieder angeekelt über seine Arme und seinen Körper. Er wollte die magischen Partikelchen wegputzen, doch sie hafteten so fest an ihm, daß er sie nicht entfernen konnte.
Erschöpft sank er auf die Knie.
Hilflos gestikulierend setzte er die wirkungslose Reinigung so lange fort, bis er ächzend umfiel. Verbissen wollte er sich noch einmal erheben, doch er schaffte es nicht.
Sein Rücken krümmte sich. Er zog ein letztes Mal die Beine an, streckte sie dann aber seufzend wieder aus und lag still. Mein magischer Spray hatte ihn vorübergehend erledigt.
Aber er war immer noch ein Diener des Feuergottes.
Wir eilten die Stufen der Kellertreppe hinunter. Ich zog den Ohnmächtigen hoch, trat hinter ihn und hielt ihn mit beiden Armen fest.
»Stell dich vor ihn«, verlangte ich von Suko. Der Chinese tat es. »Und

jetzt drück ihm den Kreuzgriff des Silberdolchs auf die Stirn.«

Während mein Partner das machte, umklammerte ich Jean-Claude Fraval, so fest ich konnte. Als das Silber die Stirn des Ohnmächtigen berührte, ging ein gewaltiger Ruck durch Fravals Körper.

Ich wurde nach vorn gerissen, ließ aber nicht los. Mit lauter Stimme rief ich eine Beschwörungsformel, die das Böse aus Fravals Körper verbannen sollte.

Der Erfolg stellte sich umgehend ein.

Eine grelle Feuerlohe schoß aus Fravals aufklaffendem Mund. Sie fauchte an Sukos Gesicht vorbei, fegte – begleitete von einem langgezogenen Wutgeheul – durch den Keller und raste einen Augenblick später durch ein offenstehendes Fenster davon.

Ich spürte deutlich, wie Fravals Körper sich entspannte.

Wir hatten das Böse aus seinem Leib vertrieben.

Ein Grund für Suko und mich, erleichtert aufzuatmen…

***

Vorläufig blieb Jean-Claude Fraval noch ohnmächtig. Wir brachten ihn in seine Privaträume. Ich rief über das Haustelefon Alicia Montilor in meinem Zimmer an und teilte ihr mit, daß sie sich um ihren Jean-Claude keine Sorgen mehr zu machen brauchte.

Als sie zur Tür hereinstürmte, schlug der Hotelbesitzer gerade seine Augen auf. Alicia warf sich schluchzend vor Freude auf ihn und bedeckte sein blasses Gesicht mit unzähligen Küssen.

Wir brachten dem Mann schonend bei, was sich zugetragen hatte. Er richtete sich auf und sagte mit bewegter Stimme: »Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Mr. Sinclair. Auch Ihnen danke ich von ganzem Herzen, Mr. Suko.«

»Möchten Sie, daß sich ein Arzt um Sie kümmert?« fragte ich den Franzosen. Alicia saß neben ihm auf dem Divan und strich ihm immer wieder zärtlich und glücklich übers Haar.

»Ich brauche keinen Arzt«, sagte Fraval.

»Glauben Sie, daß Sie in der Lage sind, mir ein paar Fragen zu beantworten, Mr. Fraval?« erkundigte ich mich.

Der Hotelbesitzer nickte ernst. »Fragen Sie, Mr. Sinclair.«

»Sie waren vom Bösen besessen. Wie war das?«

»Ich war nicht mehr ich selbst«, antwortete Fraval.

»Ihr wahres Ich wurde verdrängt?«

»Ja. Es wurde aus meinem Körper verbannt. Mein Geist war während meiner Besessenheit – gewissermaßen als Gefangener – beim Feuergott.«

Ich horchte auf. »Sie waren in der Welt des Feuergottes?« fragte ich hastig.

Jean-Claude Fraval nickte.

Ich schoß sofort die nächste Frage ab: »Wo befindet sich diese Welt, wie gelangt man da hinein?«

Die Antwort darauf war für ganz Nicaragua von eminenter Wichtigkeit. Wenn Fraval uns sagen konnte, wo sich der Eingang in die Dämonenwelt befand, konnten wir uns umgehend auf den Weg dorthin begeben und die Custodia des holländischen Missionars in das Reich des Feuergottes hinabschleudern.

Aber Fraval enttäuschte uns.

Er blickte auf seine Hände, hob langsam die Schultern und sagte leise, während er den Kopf schüttelte: »Ich kann mich nicht mehr daran erinnern.«

»Denken Sie nach«, sagte ich eindringlich. »Ihre Antwort ist für uns alle sehr, sehr wichtig.«

Fraval zermarterte sich das Gehirn, aber es kam nichts dabei heraus. Er seufzte geplagt und sagte kleinlaut: »Ich hätte Ihnen gern geholfen, Mr. Sinclair, aber ich kann's nicht erzwingen.«

»Das sehe ich ein, Mr. Fraval. Aber versprechen Sie mir, daß Sie über meine Frage weiter nachdenken werden. Vielleicht fällt Ihnen die Antwort zu einem späteren Zeitpunkt ein.«

Hoffentlich nicht zu spät, dachte ich, aber diesen Gedanken behielt ich für mich.

Plötzlich funkelte es in seinen Augen.

Ich dachte schon, daß die Erinnerung – die möglicherweise vom Schock ins Unterbewußtsein verdrängt worden war – endlich an die Oberfläche gekommen war. Aber es war nicht die Antwort auf meine Frage, die Jean-Claude Fravals Augen belebte, sondern etwas anderes, nicht minder Interessantes!

»Der Feuergott lebt in menschlicher Gestalt unter uns!« berichtete der Franzose. »Auf diese Weise kann er uns alle unerkannt im Auge behalten…«

»Wer ist es, Jean-Claude?« fragte Alicia Montilor verblüfft. »Wer?« Der Hotelbesitzer blickte mich an und sagte – die beiden Namen stark betonend: »Toc Tyzack!«

***

Jetzt war mir einiges klar. Es hieß allgemein, Toc Tyzack wäre schlimmer als der Satan. Nun kannten wir den Grund. Er hatte uns gesagt, daß er die Herrschaft des Feuergottes nicht fürchten würde. Wozu hätte er sich auch vor sich selbst fürchten sollen? Wir waren ihm auf seiner Plantage nicht willkommen gewesen. Ganz klar, er hatte gewußt, daß wir seine Feinde waren.

Er hatte mit seinem Bericht in den Mystery News gewissermaßen für sich selbst Reklame gemacht. Seine Geltungssucht hatte ihn dazu getrieben. Er wollte über die Grenzen Nicaraguas hinaus bekannt

werden.

Er verwendete das englische Magazin – von dem er wußte, daß es in der ganzen Welt gelesen wird – als Sprachrohr. Das also hatte er mit seinem aufwühlenden Artikel bezweckt.

Jean-Claude Fraval hatte uns zwar nicht verraten können, wo sich der Eingang in die Dämonenwelt befand, er hatte uns aber dennoch sehr geholfen. Wenn wir von ihm nichts erfahren konnten, würde uns Toc Tyzack die betreffende Antwort geben müssen.

Auf irgendeine Weise würde es uns schon gelingen, Toc Tyzack zum Reden zu bringen.

Wir ließen die Custodia im Hotel. Fraval und Alicia versprachen uns, gut auf das wertvolle Gefäß aufzupassen. Wir eilten aus dem Hotel, setzten uns in den geliehenen Buick LeSabre und rasten aus der Stadt.

Mein Einsatzkoffer lag auf den Rücksitzen. Ich hoffte, daß sich irgendeine Waffe darin befand, mit der ich Toc Tyzack in die Knie zwingen konnte.

Ich fuhr, als wäre der Teufel hinter meiner Seele her. Dennoch war ich nicht wie ein rücksichtsloser Rowdy unterwegs. Ich hatte den Wagen jederzeit gut in der Hand. Die anderen Verkehrsteilnehmer wurden durch meine Fahrweise nicht im geringsten gefährdet.

Bald lag Managua hinter uns.

Die Plantage tauchte vor uns auf.

Wenig später stoppte ich meinen Wagen knapp vor Toc Tyzacks Haus. Wir sprangen aus dem Fahrzeug. Ich nahm einen Einsatzkoffer mit. Der Korbsessel auf der Terrasse war verwaist.

Wir betraten durch die offene Terrassentür das Gebäude. Suko bekam meine Beretta, während ich mich mit der Gnostischen Gemme bewaffnete. Schulter an Schulter standen wir in der Mitte des großen Living-rooms.

»Tyzack!« schrie ich mit lauter Stimme. »Tyzack, kommen Sie her! Wir haben mit Ihnen zu reden!«

Unsere Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Kein Wunder, wir befanden uns in der Höhle des gefährlichen Löwen, und wir hatten keine Ahnung, wie er auf unser Erscheinen reagieren würde.

Zunächst reagierte er überhaupt nicht.

»Tyzack! Verkriechen Sie sich nicht wie eine feige Memme!« schrie ich.

Wir behielten unsere Umgebung aufmerksam im Auge.

Nichts passierte.

»Dann werden wir ihn eben suchen!« entschied ich.

Wir durchstöberten das ganze Haus. Keinen Raum ließen wir aus. Ich versuchte mit magischen Tests herauszufinden, ob es für Toc Tyzack ein Versteck gab, das wir noch nicht gefunden hatten.

Es gab kein Versteck in dem Gebäude.

Wütend mußte ich mit damit abfinden, daß Toc Tyzack nicht in seinem Haus war. Die Fahrt hierher war vergebens gewesen.

»Was nun?« fragte mich Suko.

»Wir warten auf ihn!« sagte ich grimmig. Und dann warteten wir. Eine volle Stunde. Tyzack ließ sich nicht blicken. Ich konnte kaum noch stillsitzen. Es drängte mich, etwas zu tun. Irgend etwas.

Ich stellte Tyzacks Arbeitszimmer systematisch auf den Kopf, hoffte, daß mir dabei irgendwelche Aufzeichnungen in die Hände fallen würden, die uns weiterbrachten. Aber… Fehlanzeige.

Als wir aus dem Haus traten, erblickten wir einen von Tyzacks Arbeitern. Einen alten, humpelnden Mann. Wir fragten ihn, ob er wüßte, wo wir seinen Boß finden könnten. Er hatte nicht die leiseste Ahnung.

Enttäuscht setzten wir uns wieder in den Wagen und fuhren nach Managua zurück…

***

Der Feuergott brach in ein höhnisches Gelächter aus, das weit durch die Tropfsteinwelt hallte. Kevin Jewesbury und Marion McNally überlief es eiskalt.

»Flechtet sie auf das Flammenrad!« befahl der Dämon mit donnernder Stimme. Er wies mit seiner brennenden Hand in die Ferne.

Dort entzündete sich mit einemmal ein gewaltiges Rad.

»Einen schrecklicheren Tod habe ich euch nicht zu bieten!« höhnte der Feuergott. »Ihr werdet auf dem Flammenrad langsam verschmoren. Man wird euch die Knochen brechen. Ihr werdet Höllenqualen erleiden!«

Jewesbury und McNally wurden von den dürren Händen, die sie immer noch festhielten, weitergereicht. Alle Tropfsteine lebten in diesem Augenblick auf eine grauenerregende Weise.

Sie waren die Handlanger des Dämons.

Sie zerrten die unglücklichen Männer dem Flammenrad entgegen. Jewesbury schüttelte entsetzt den Kopf. »Nein! Ich will nicht! Ich will so nicht sterben!«

»Wer fragt dich, ob du willst!« herrschte der Dämon ihn an. »Du mußt! Weil du so unverschämt warst, mein Geheimnis lüften zu wollen!«

Marion McNally stemmte seine Beine fest auf den Boden. Er wollte sich verzweifelt weigern, sich dem Flammenrad zu nähern. Aber die dürren Hände rissen ihn unbarmherzig vorwärts.

Immer weiter auf das grell brennende Flammenrad zu.

Da glaubte Jewesbury plötzlich die lebensrettende Idee zu haben. »Halt!« schrie er. »Halt! Ich habe noch etwas zu sagen!«

Er durfte einen Augenblick stillstehen. Sein Gesicht war weiß wie ein

Laken. Schweiß rann ihm in breiten Bächen über die zuckenden Wangen. Er wollte nicht sterben.

Weder auf diese noch auf irgendeine andere Art.

Er wollte leben. LEBEN!

Und er sah im Moment nur noch eine einzige Möglichkeit, sein Leben zu erhalten. Er drehte sich um und sagte mit heiserer Stimme: »Mach uns zu deinen Dienern!«

Marion McNally riß bestürzt die Augen auf. »Kevin! Kevin, bist du wahnsinnig geworden?«

»Sei still!« blaffte Jewesbury.

»Weißt du, was du da verlangst?«

»Ich weiß, daß ich nicht sterben möchte!« erwiderte Kevin Jewesbury schneidend.

»Dafür möchtest du dich zum Diener dieses Satans machen lassen? Junge, das kann doch nicht dein Ernst sein!«

»Laß du dich meinetwegen aufs Flammenrad flechten. Ich versuche meine Haut auf jeden Fall zu retten.« Kevin Jewesbury starrte den Feuergott flehend an.

Der Dämon schüttelte langsam den Kopf. Er lachte knurrend. »Ich pfeife auf dein Angebot, du elender Feigling. Wenn ich dich zu meinem Diener hätte machen wollen, dann hätte ich das längst getan. Du wirst sterben, genau wie McNally. Nimm dir ein Beispiel an ihm, du Hasenfuß. Er versucht wenigstens wie ein Mann zu sterben…«

»Aber du brauchst doch Diener…«

»Keine Waschlappen wie dich, Jewesbury!« rief der Dämon verächtlich. »Schafft sie fort!« donnerte er dann. »Aufs Rad mit ihnen. Ich will sie endlich sterben sehen!«

Und die grausamen Hände packten im selben Moment wieder zu…

***

Ich lenkte den LeSabre die Straße hinunter, die am Lago de Managua vorbeiführte. Plötzlich aufgeregtes Gehupe auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Ein grauer Ford hielt an.

Das war Jean-Claude Fravals Wagen. Alicia Montilor sprang aus dem Fahrzeug und überquerte die Straße. Ich hatte unseren Buick ebenfalls zum Stehen gebracht und drehte das Seitenfenster nach unten.

Alicias Gesicht wies graue Hektikflecken auf. »Jean-Claude erinnert sich wieder«, stieß sie hastig hervor.

Sie sagte, ich solle hinter ihr herfahren. Dann lief sie zum Ford zurück und wendete. Die Pneus des Wagens, der mit hoher Geschwindigkeit durch eine enge Kurve gezogen wurde, quietschten schrill.

Auf dem Beifahrersitz entdeckte ich Fraval.

Die junge Frau steuerte den Hafen an und blieb knapp vor der

Kaimauer stehen. Ich ließ den LeSabre neben dem Ford ausrollen. Suko und ich stiegen aus. Nebenan verließen Alicia und Fraval ihr Fahrzeug.

Der Franzose kam um unseren Wagen herum. Er strahlte glücklich. »Ich dachte schon, es würde mich nicht mehr einfallen. Aber nun kann ich mich doch wieder erinnern, Mr. Sinclair. Ich kann Ihnen sagen, wo sich der Einstieg in das Reich des Dämons befindet.«

»Wo?« wollte ich sofort wissen.

Jean-Claude Fraval wies auf den See hinaus. »Im Krater des Momotombito.«

»Das haben wir vermutet«, sagte ich.

»Die Öffnung befindet sich hinter einem Felsen, der das Aussehen einer grinsenden Teufelsfratze hat«, sagte der Hotelbesitzer. »Sie müssen sich schnellstens dorthin begeben, Sinclair! Sie haben keine Zeit zu verlieren!«

Fraval hätte mir das nicht zu sagen brauchen. Das wußte ich selbst.

Er fuhr aufgewühlt fort: »Alicia und ich haben für Sie bereits alles vorbereitet. Wir wollten Sie nun von Toc Tyzacks Kaffeeplantage zurückholen…«

»Als Sie – beziehungsweise Ihr Geist – in der Welt des Feuergottes waren, haben Sie da Jewesbury und McNally gesehen?« fragte ich den Franzosen.

»Nein. Aber ich weiß, daß die beiden noch heute sterben sollen. Der Dämon wird sie aufs Flammenrad flechten lassen.«

»Großer Gott«, murmelte ich. »Hoffentlich können wir ihnen das noch ersparen!«

»Wir haben ein schnelles Boot für Sie gemietet«, sagte Jean-Claude Fraval. »Die Custodia befindet sich bereits an Bord. Wohlbehalten, versteht sich.«

Suko warf mir einen ungeduldigen Blick zu. »Worauf warten wfr noch?«

»Auf nichts mehr«, erwiderte ich und holte meinen Spezialkoffer. Ich brachte an dem schnittigen Kahn eine Vielzahl von magischen Sicherungen an. Bannzeichen an Heck und Bug bildeten den Abschluß der Vorbereitungen.

Danach besprühte ich das gesamte Fahrzeug auch noch mit meinem magischen Spray. Fertig.

Wir waren gewappnet.

Nun würde sich der Feuergott an uns die Zähne ausbeißen. Es würde ihm nicht mehr möglich sein, uns von seinem Vulkan fernzuhalten.

Alicia Montilor und Jean-Claude Fraval wünschten uns Hals- und Beinbruch für unser gefährliches Unternehmen.

Ich ließ die kräftigen Zwillingsmotoren an. Alicia und der Hotelbesitzer blieben auf der Kaimauer zurück. Sie winkten uns so

lange, bis wir den Hafen verlassen hatten.

Neben mir stand die Custodia. Eingehüllt in weichen Schaugummi. Ich brannte voller Ungeduld darauf, diese Wunderwaffe gegen den Dämon einsetzen zu können.

Eine neue Fahrt zum Vulkan Momotombito. Ich dachte an den Zwischenfall, der unserer ersten Fahrt ein Ende gesetzt hatte. Sukos Kampf gegen den Nicaragua-Hai war mir noch in allerbester Erinnerung.

Diesmal würde uns der Feuergott nicht aufhalten können, dafür hatte ich gründlich gesorgt.

Managua lag bereits weit hinter uns. Suko beobachtete das Wasser. »Wie wird er uns diesmal empfangen?« brummte mein Partner. »Bestimmt nicht wieder auf dieselbe Art. So einfallslos ist er nicht.«

»Was er auch immer anstellt, wir stehen unter einem besonderen Schutz«, sagte ich ernst.

Im selben Augenblick wollte uns der Dämon das Gegenteil beweisen. Ein ohrenbetäubendes Geheul brauste über uns hinweg. Der Lago de Managua schien auf eine rätselhafte Weise zu erstarren.

Wir sahen Wellen, die sich nicht mehr bewegten. Sie sahen aus, als wären sie fotografisch festgehalten worden. Wir fuhren mitten durch ein riesiges Bild. Und dieses Bild bekam auf einmal einen gewaltigen Riß.

Der See spaltete sich. Ein schwarzer, tiefer Abgrund tat sich vor uns auf. Er drohte uns zu verschlingen. Sukos Hände krampften sich um die Relingstange. Er warf mir einen gehetzten Blick zu.

Seine Augen fragten mich, ob ich in diesem Tempo weiterrasen wollte, aber sein Mund sprach diese Frage nicht aus.

Ich drosselte die Geschwindigkeit nicht im mindesten, denn ich vertraute auf den Schutz der Weißen Magie, mit der ich unser Boot umgeben hatte. Es konnte uns eigentlich nichts passieren. Es durfte uns nichts geschehen, wenn die Kraft des Guten den verderblichen Einflüssen des Bösen standhielt.

Ich gebe zu, es war eine gewagte Kraftprobe, auf die ich mich da einließ, aber ich mußte dieses Risiko auf mich nehmen. Es gab keine andere Möglichkeit, an den Vulkan heranzukommen.

Ich hörte keinen Vorwurf von Suko.

Egal, was ich tat – er stand hundertprozentig hinter mir.

Vermutlich sagte er sich jetzt: John weiß schon, was er tut.

Ich hoffte, daß ich es wußte. Mit unverminderter Geschwindigkeit raste ich auf den gähnenden Abgrund zu. Würde er sich im allerletzten Augenblick wieder schließen?

Oder würde er uns und unser Boot einfach verschlingen? Nur noch wenige Yards bis zum Abgrund. Mein Magen krampfte sich zusammen. Mein Herz schlug schneller. Aber ich gab nicht auf.

Ich preßte meine Kiefer fest zusammen und hielt stur auf den Abgrund zu. Er gewährte uns einen grauenerregenden Einblick. In der unendlichen Tiefe kroch ekeliges Gewürm umher.

Es würde uns und unser Boot fressen, wenn wir da hinunterstürzten. Vier Yard noch!

Wir waren so schnell unterwegs, daß die Entfernung in Sekundenbruchteilen auf nichts zusammenschrumpfte. Als wir den Rand des Abgrunds erreicht hatten, übersprang mein Herz einen Schlag.

Jetzt mußte etwas passieren!

Aber es geschah nichts. Wir fuhren weiter. Wir stürzten nicht in die grausige Tiefe. Wir rasten darüber hinweg, als wäre sie nichts weiter als ein täuschend echtes Trugbild.

Meine Vorkehrungen hatten der schwarzmagischen Halluzination die Kraft geraubt, uns zu vernichten. Der Abgrund blieb hinter uns. Er schloß sich wieder. Der See sah so friedlich aus wie immer.

Suko entspannte sich und leistete sich gemeinsam mit mir einen befreiten Atemzug.

Doch der Feuergott wollte es bei dieser Schlappe nicht bewenden lassen. Er war nicht bereit, sie so einfach hinzunehmen. Schlagartig bedeckte sich der Himmel mit bleigrauen Wolken.

Ein schweres Unwetter braute sich über uns zusammen. Blitze fauchten aus ihnen heraus und schlugen rings um uns in den See ein. Und dann öffneten die schweren Regenwolken ihre gewaltigen Schleusen.

Aber es war kein gewöhnlicher Regen, der da vom Himmel fiel. Ein sengend heißer Feuerregen war es, dessen rote Glut ein unnatürliches Licht über den See verstreute.

Ohne unseren magischen Schutz wären wir dem tödlichen Glutregen zum Opfer gefallen. So aber teilte die Kraft der Weißen Magie die vom Himmel fallenden Glutfunken, die um unser Boot herum zischend in den See eintauchten.

Kein einziger glühender Tropfen fiel auf uns. Wir waren wirklich bestens gegen die Mächte der Finsternis gewappnet. Ich nehme an, daß uns auch die Nähe der topasbesetzten Custodia einigen Schutz gewährte.

Jedenfalls erreichten wir heil den Momotombito. Nachdem wir das Boot versorgt hatten, holten wir die Custodia und brachten sie an Land. Wir kämpften uns durch verfilztes Dickicht und Gestrüpp.

Suko trug die Custodia, während ich ihn und das Gefäß nach allen Seiten hin abzusichern versuchte.

Ich hatte geglaubt, ich würde sie nie mehr wiedersehen. Doch plötzlich stand ich den beiden Kerlen wieder gegenüber, die mich im Auftrag des Feuergottes zu kidnappen versucht hatten.

Sie schälten sich aus dem Nichts, waren von einer Sekunde zur anderen da. Sie hatten lange, brennende Stangen in ihren Händen.

Sie wollten die Custodia zertrümmern!

***

»Lauf, Suko!« schrie ich meinem chinesischen Freund zu. Das Schwergewicht schnaufte die Flanke des Vulkans hinauf. Sein Ziel war die flache Kraterspitze des Berges.

Ich mußte dafür sorgen, daß er sie unbehelligt erreichte. Einer der beiden Dämonendiener holte mit seiner brennenden Stange aus und schlug zu. Waagrecht surrte der Stab durch die Luft.

Meine Hand flitzte in Gedankenschnelle zur Schulterhalfter. Ich riß die inzwischen neu geladene Beretta aus der Halfter heraus und schoß augenblicklich.

Das Wunder geschah!

Die brennende Stange hätte im nächsten Moment die Custodia getroffen, aber meine Kugel war schneller. Sie durchbohrte den Diener des Feuergottes, der sich im selben Augenblick in eine grelle Stichflamme verwandelte, die steil nach oben schoß.

In dem Augenblick, wo sie erlosch, existierte der Dämonendiener nicht mehr. Daraufhin stimmte der zweite Kerl ein aggressives Wutgeheul an. Er hatte erkannt, daß es ein Fehler gewesen war, zuerst die Custodia vernichten zu wollen.

Die beiden hätten sich zuerst um mich kümmern sollen, denn von mir drohte ihnen im Moment die größte Gefahr.

Der heulende Kerl schwenkte sofort um. Mit stampfenden Schritten raste er auf mich zu. Mir war klar, daß ich ihn nur mit einer Kugel stoppen konnte. Unser Vorhaben durfte an diesem Besessenen nicht scheitern.

Ich war gezwungen, auch ihn zu erschießen.

Bevor er mit seiner brennenden Stange ausholte, drückte ich ab. Auch er verwandelte sich auf der Stelle in eine Stichflamme, die zum Himmel emporfauchte und für immer erlosch.

Ich konnte sicher sein, daß ich diesen beiden Dämonendienern nicht mehr begegnen würde.

Suko keuchte dreißig Yard vor mir die Flanke des Vulkans hinauf. Wie ein Baby, das seines Schutzes bedurfte, trug er die wertvolle Custodia. Sie war nach wie vor in Schaumgummi gehüllt.

Wir wollten das Gefäß erst vor dem Einstieg in die Dämonenwelt aus der schützenden Hülle nehmen. Ich bemühte mich, so rasch wie möglich wieder an Sukos Seite zu kommen.

Das war ein hartes Stück Arbeit, denn der kräftige Chinese nahm den Vulkan im Sturmlauf.

Gemeinsam erreichten wir den Rand des Kraters. Wir blickten

schweratmend in die tiefe, teilweise schattige Öffnung. Büsche und Bäume wuchsen darin. Niemand kann sich mehr an den letzten Ausbruch des Momotombito erinnern.

Er ist dennoch – wie alle Vulkane – eine gefährliche Zeitbombe, die über Nacht hochgehen und ihre gewaltigen Magmakammern öffnen kann.

Wir suchten den Felsen, von dem Jean-Claude Fraval gesprochen hatte, doch vom Kraterrand aus konnten wir ihn nicht entdecken. Behutsam machten wir uns an den Abstieg.

Wir rechneten in jedem Moment mit einem Angriff des Feuergottes. Schlangen und Eidechsen nahmen vor uns Reißaus.

Unsere Hemden waren so naß vom Schweiß, daß man sie hätte auswringen können. Der Aufstieg hatte uns enorm viel Kraft geraubt, und der Abstieg verlangte uns den Rest ab.

Suko rutschte auf dem Geröll mehrmals aus. Er fiel aufs Kreuz, hielt die Custodia immer mit beiden Händen von sich und nach oben, damit sie bei dem Sturz nichts abbekam.

Als wir die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, ließ der Dämon die Falle, die er für uns errichtet hatte, zuschnappen.

Ein gewaltiger Schatten schob sich über die Krateröffnung. Ich blickte sofort beunruhigt nach oben. Auch Suko bekam das Schauspiel mit.

Eine rabenschwarze Wolke setzte sich auf die runde Krateröffnung und machte sie dicht. Wie ein Deckel. Der Feuergott hatte den Momotombito geschlossen, und nun hörten wir seine triumphierende Stimme, die uns von den Kraterwänden als vielfaches Echo entgegengeschleudert wurde: »Jetzt habe ich euch! Ihr seid meine Gefangenen! Aus diesem Krater kommt ihr nicht mehr lebend raus!«

***

Es war einwandfrei Toc Tyzacks Stimme. Natürlich wesentlich lauter und kräftiger. Aber sie war es. Wir suchten den Dämon, aber er zeigte sich uns nicht. Ich fragte mich, wie er gegen uns vorgehen würde.

Er wußte bestimmt, welche Waffe wir mitgebracht hatten und daß wir ihm damit ein spektakuläres Ende bereiten konnten. Er mußte also auf irgendeine Weise verhindern, daß wir den Einstieg in sein Reich erreichten.

Er löste sein Problem auf eine recht simple, aber äußerst wirksame Weise.

Mit Hitze!

Wir kamen uns vor wie Kartoffeln in einem Kochtopf. Über uns war der Deckel zu. Dadurch ging nichts von der aufwallenden Hitze, in der wir schmoren sollten, verloren.

Ich merkte, wie mir der Mund austrocknete. Auch meine Kehle

wurde staubtrocken. Wenn ich schluckte, schluckte ich Hitze, und mein Adamsapfel schien sich an der Kehle wundzuscheuern.

Mit jedem Atemzug pumpte ich heiße Luft in meine Lungen, die die Hitze nur schlecht vertragen konnten.

Suko erging es nicht besser. Er war zwar ebenso hart im Nehmen wie ich, aber auch er hatte irgendwo seine Grenzen. Ächzend wischte er sich über die Stirn.

»Mörderisch!« stöhnte er. Er riß sich das Hemd auf, fetzte es aus der Hose, blies seinen gewaltigen Brustkorb voll auf und stieß die Luft sodann geräuschvoll aus.

»Weiter, Suko!« sagte ich krächzend. »Wir müssen den Felsen finden, der die Form einer grinsenden Teufelsfratze hat. Wir dürfen uns von diesem Satan nicht unterkriegen lassen.«

Verbissen setzten wir unseren Weg fort. Jeder Schritt wurde uns zur Qual. Die Hitze ließ unsere Gelenke anschwellen. Wir hatten entsetzliche Schmerzen. Unsere trockenen Lippen sprangen auf.

Wahnsinniger Durst peinigte uns. Vielleicht hätte ich aufgegeben, wenn Suko nicht bei mir gewesen wäre. Wahrscheinlich hätte auch Suko das Handtuch geworfen, wenn er diesen höllisch heißen Weg allein gegangen wäre.

So aber hielten wir uns gegenseitig aufrecht.

Wir zwangen uns gegenseitig, nicht klein beizugeben, obwohl wir uns kaum noch auf den Beinen halten konnten.

Wie zwei alte Männer schleppten wir uns vorwärts. Der Kraterboden schien immer weiter von uns fortzurücken. Wir stolperten über die kleinsten Hindernisse, weil wir nicht mehr in der Lage waren, unsere Füße hoch genug zu heben.

Nun fingen auch unsere Augen zu schmerzen an. Es war ein Gefühl, als würden die Augäpfel in Augenhöhlen liegen, die mit Sandpapier ausgelegt waren.

Halluzinationen narrten uns. Suko sah eine Quelle. Er hörte sie sogar plätschern. Er wollte zu ihr hingehen, doch ich ließ es nicht zu. Wenig später sah ich eine glitzernde Wasserpfütze, die mich anzog wie ein Magnet das Eisen.

Da aber nur ich diese Pfütze sah, zerrte mein chinesischer Freund mich grimmig weiter.

Die Hitze war nun fast schon unerträglich. Sie drohte uns zu ersticken. Sie lastete bleischwer auf unseren Schultern und wollte uns mit großer Kraft zu Boden drücken.

Ich weiß heute nicht mehr, woher wir die Kraft nahmen, all das durchzustehen. Stolpernd und schwankend arbeiteten wir uns mit zäher Verbissenheit immer näher an den Kraterboden heran.

Dort unten war die Hitze noch schlimmer. Suko brach schwer erschöpft zusammen. Ich wankte zu ihm, versuchte ihn auf die Beine

zu stellen, doch er war mir zu schwer.
Er schüttelte erledigt den Kopf.
»Ich kann nicht mehr, John. Ich mache mir schon eine ganze Weile was vor, aber jetzt geht es wirklich nicht mehr…«
»Willst du ihm wirklich diesen Triumph gönnen?«
»Der Teufel soll ihn holen…«
»Steh auf, Suko! Er darf uns nicht besiegen!«
»Mich hat er bereits besiegt. Ich bin am Ende… Tut mir leid, John!«
Ich nahm ihm wortlos die Custodia aus den Händen und schleppte mich mühsam weiter.
Der Feuergott hätte mich mühelos umpusten können, aber er tat es nicht. Er schien sich darauf zu verlassen, daß ich mein Ziel nicht erreichen würde. Aber da unterschätzte er meine Hartnäckigkeit.
Vielleicht konnte er mir auch nichts anhaben, weil ich die Custodia fest gegen meinen Leib preßte.
Ich nahm meine Umgebung nur noch verschwommen wahr. Meine Zunge war inzwischen dick aufgequollen und klebte an meinem Gaumen fest. Ich konnte kaum noch atmen.
Es schien, als hätten mein Partner und ich diesmal zuviel gewagt. Ein wackeliger Stein brachte mich zu Fall. Es war mir gleichgültig, wie viele blaue Flecken ich abbekam, wenn nur der Custodia nichts passierte.
Denn wenn sie in Scherben ging, dann waren Suko und ich – und ganz Nicaragua rettungslos verloren.
Ich hatte selbst nicht gewußt, daß ich so verdammt zäh sein konnte. Irgendwie schaffte ich es doch, jenen Teufelsfelsen zu finden. Ich taumelte auf ihn zu.
Mein Herz raste. Mein Puls wollte die Handgelenke sprengen. Ich fiel neben dem Felsen auf die Knie. Auf allen vieren kroch ich hinter ihn. Dort tat sich eine Öffnung vor mir auf, die so groß war, daß ein Mann durch sie hindurchschlüpfen konnte.
Das war der Einstieg ins Reich des Dämons. Ich hatte ihn endlich gefunden. Mir drohte schwarz vor den Augen zu werden. Ich mußte schnell handeln, denn es war zu befürchten, daß der Feuergott nun alles auf eine Karte setzte, um mich doch noch von meinem Vorhaben abzuhalten.
Mit zitternden Fingern schälte ich das kostbare Gefäß aus der weichen Schaumgummihülle.
Ich hob die Custodia hoch. Sie schimmerte einen Sekundenbruchteil lang über meinem Kopf. Dann schleuderte ich sie mit aller mir noch zur Verfügung stehender Kraft in die dämonische Tiefe.
Ein tierischer Schrei prallte gegen die Kraterwände und wurde von diesen als verstärktes Echo zurückgeworfen.
In der nächsten Sekunde hatte ich den Eindruck, die Welt würde

auseinanderbrechen. Mir war, als würden Urgewalten entfesselt. Tief unten in diesem schwarzen Höllenschlund kämpfte die Kraft des Lichts gegen die Macht der Finsternis.

Aus der zerberstenden Custodia wurden ungeahnte Kräfte frei, die sich wie Sprenggeschosse in die Schwärze des Bösen bohrten und dort – gleich einer Kettenreaktion – ihr vernichtendes Werk verrichteten.

Der Boden, auf dem ich kniete, erbebte. Die Erde wackelte und rumpelte so heftig, daß ich umfiel.

Graues, unnatürliches Licht breitete sich über mich aus. Anscheinend sollte ich nicht sehen, was für ein Inferno ich ausgelöst hatte, als ich die Custodia in das Dämonenlicht schleuderte.

Ein Orkan raste über mich hinweg. Ungestüme Luftfinger krallten sich an mir fest und rissen mich mit sich fort. Ich hatte keine Ahnung, wohin es mich trieb. Ich konnte immer noch nichts sehen.

Um mich herum war dieses undurchschaubare Grau, in das ich eingebettet zu sein schien, Mit einem Schlag quälte mich die Hitze nicht mehr. Ich hatte auch keine Schmerzen mehr.

Der Durst peinigte mich nicht mehr. Ich fühlte mich wieder so kräftig, wie ich es gewesen war, bevor ich mit Suko in das Motorboot gestiegen war, um hierherzufahren.

Mir war, als würde ich weit durch die Luft gewirbelt, als würde ich in hohem Bogen aus dem Krater des Momotombito geschleudert. Ich befürchtete, daß ich mir bei der Landung das Kreuz brechen würde. Aber dieses Schicksal blieb mir glücklicherweise erspart.

Die Macht des Guten schien auch dabei noch ihre schützende Hand über mich zu halten.

Ich tauchte sanft in die kühlen Fluten des Sees ein. Als ich keuchend an die Wasserobrfläche kam, sah ich, daß ich nur wenige Yards von unserem Motorboot entfernt war.

Neben mir schwamm Suko. Unversehrt, und wieder genauso kraftstrotzend wie früher.

Über dem Momotombito stand ein grauer Rauchpilz. Die einzige Spur, die der vernichtete Feuergott zurückgelassen hatte. Der lebhafte Wind blies die Rauchschwaden nach Norden davon.

Ich kletterte an Bord unsere Bootes.

Jetzt erst bemerkte ich zwei weitere Männer, die ebenfalls im Wasser schwammen: Kevin Jewesbury und Marion McNally.

Suko und ich streckten ihnen die Hände entgegen. Wir hievten die beiden an Bord. McNally sagte zu mir: »Sie müssen John Sinclair sein. Und Sie sind Suko«, sagte er zu meinem Partner. »Mein Freund und ich stehen tief in Ihrer Schuld. Sie haben uns das Leben gerettet.«

Das stimmte. Aber Suko und ich hatten nicht nur den beiden Schriftstellern das Leben gerettet – denn unter dem grausamen Regime, das der Feuergott in der nächsten Nacht angetreten hätte,

hätten noch viel mehr Menschen ihr Leben verloren.

Wir waren stolz auf unseren Sieg über den Dämon!

Ich denke, darauf hatten wir nach allem, was wir auf uns genommen hatten, ein Recht…

ENDE